

Aus
Natur und Geisteswelt

— 511 —

P. Joachimsen
Vom deutschen Volk
zum deutschen Staat

Zweite Auflage

BG

—
B. G. Teubner, Leipzig-Berlin

Die Sammlung

„Aus Natur und Geisteswelt“

nunmehr über 800 Bände umfassend, bietet wirkliche „Einführungen“ in abgeschlossene Wissensgebiete für den Unterricht oder Selbstunterricht des Lesers nach den heutigen methodischen Anforderungen und erfüllt so ein Bedürfnis, dem weder umfangreiche Enzyklopädien noch skizzenhafte Abrisse entsprechen können. Die Bände wollen jedem geistig Mündigen die Möglichkeit schaffen, sich ohne besondere Vorkenntnisse an sicherster Quelle, wie sie die Darstellung durch berufene Vertreter der Wissenschaft bietet, über jedes Gebiet der Wissenschaft, Kunst und Technik zu unterrichten. Sie wollen ihn dabei zugleich unmittelbar im Beruf fördern, den Gesichtskreis erweiternd, die Einsicht in die Bedingungen der Berufsarbeit vertiefend.

Die Sammlung bietet aber auch dem Fachmann eine rasche zuverlässige Übersicht über die sich heute von Tag zu Tag weitenden Gebiete des geistigen Lebens in weitestem Umfang und vermag so vor allem auch dem immer stärker werdenden Bedürfnis des Forschers zu dienen, sich auf den Nachbargebieten auf dem laufenden zu erhalten. In den Dienst dieser Aufgaben haben sich darum auch in dankenswerter Weise von Anfang an die besten Namen gestellt, gern die Gelegenheit benutzend, sich an weiteste Kreise zu wenden.

Seit Herbst 1925 ist eine Neuerung insofern eingetreten, als neben den Bänden im bisherigen Umfange solche in erweitertem, etwa anderthalbfachem zu $1\frac{1}{2}$ fachem Preise ausgegeben werden, weil abgeschlossene Darstellungen größerer Gebiete auf beschränkterem Raume heute schwer möglich sind. Diese Bände, die die Nummern von 1001 ab tragen, erscheinen, um die Einheitlichkeit der Sammlung zu wahren, in der gleichen Ausstattung wie die übrigen Bände. Sie sind nur auf dem Rückentitel durch je ein Sternchen über und unter der Nummer besonders gekennzeichnet.

Jeder der meist reich illustrierten Bände
ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich

Leipzig, im Februar 1931

B. G. Teubner

Bisher sind zur Geschichte erschienen:

Historische Hilfswissenschaften.

Grundriß der Münzkunde. Bd. I. Die Münze nach Wesen, Gebrauch und Bedeutung. Von Hofrat Prof. Dr. A. Eufchin v. Ebengreuth. 2. Aufl. Mit 56 Abb. (Bd. 91.) Bd. II. Die Münze in ihrer geschichtlichen Entwicklung vom Altertum bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. H. Buchenau. Mit 62 Abb. i. L. (Bd. 657.)

Alte Geschichte. (Orient, Griechenland, Rom.)

Antikes Leben nach den ägyptischen Papyri. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. S. Preisigle. Mit 1 Taf. 2. Aufl. (Bd. 565.)

Palästina und seine Geschichte. Sechs vollstümliche Vorträge. Von Prof. Dr. H. Freiherr v. Soden. 4. Aufl. Mit 1 Plan von Jerusalem und 3 Ansichten des Heiligen Landes. (Bd. 6.)

Geschichte der römischen Republik. Von Privatdozent Dr. A. Rosenberg. (Bd. 838.)

Soziale Kämpfe im alten Rom. Von Dr. E. Bloch. 4. Aufl. (Bd. 22.)

Das Altertum, seine staatliche und geistige Entwicklung und deren Nachwirkungen. Von Student Dr. H. Preller. (Bd. 642.)

Deutschum und Antike in ihrer Verknüpfung. Ein Überblick. Von Oberstudienr. Prof. Dr. E. Stemplinger u. Oberstudienr. Dr. H. Lamer. Mit 1 Taf. (Bd. 699.)

Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit.

Europäische Geschichte im Zeitalter Karls V., Philipps II. und der Elisabeth. Von Prof. Dr. G. Menh. (Bd. 528.)

Europäische Geschichte im Zeitalter Ludwigs XIV. und des Großen Kurfürsten. Von Prof. Dr. W. Flügge. (Bd. 530.)

Das Zeitalter d. Entdeckungen. Von Geh. Hofr. Prof. Dr. E. Günther. 4. Aufl. Mit 1 Weis-
torte. (Bd. 26.)

Der Zug nach dem Osten, die kolonialisatorische Großtat des deutschen Volkes im Mittelalter. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. K. Hampe. (Bd. 731.)

Brandenburgisch-preussische Geschichte. Von Bibliotheksrat Dr. Fr. Israel. 2 Bde. I. Von den ersten Anfängen bis zum Tode König Friedrich Wilhelms I. 1740. II. Vom Regierungsantritt Friedrichs des Großen bis zur Gegenwart. (Bd. 440, 441.)

Friedrich der Große. Sechs Vorträge. Von Prof. Dr. Th. Vitterauf. 2. Aufl. Mit 2 Bildn. (Bd. 240.)

Geschichte der französischen Revolution. Sechs Vorträge. Von Prof. Dr. Th. Vitterauf. 3. Aufl. Mit 8 Bildn. (Bd. 346.)

Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts bis zur Gegenwart.

Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrhundert. Von Prof. Dr. R. Th. von Heigel. 4. Aufl. von Dr. Fr. Endres. (Bd. 120.)

Weltgeschichtliche Entwicklungslinien vom 19. bis zum 20. Jahrhundert in Kultur und Politik. Von Student Dr. H. Preller. (Bd. 734.)

Umrisse der Weltpolitik. Von Prof. Dr. J. Hahagen. 2 Bde. Bd. I: 1871—1907. 2. Aufl. Bd. II: 1908—1914. 2. Aufl. (Bd. 553/554.)

Deutsche Geschichte. 1800—1871. Von Prof. Dr. R. Schwemer. 3 Bde. I. Bd.: Von 1800—1848. Restauration und Revolution. 4. Aufl. (Bd. 818.) II. Bd.: Von 1848—1862. Die Reaktion und die neue Ara. 3. Aufl. (Bd. 101.) III. Bd.: Von 1862—1871. Vom

Vund um Reich. 3. Aufl. (Bd. 820.)

Von Jena bis zum Wiener Kongress. Von Prof. Dr. G. Koloff. (Bd. 465.)

1848. Sechs Vorträge. Von Prof. Dr. O. Weber. 3. Aufl. (Bd. 53.)

Moltke. Von Major a. D. S. E. Endres. Mit 1 Bildn. (Bd. 415.)

Osterreichs innere Geschichte von 1848—1895. Von R. Charmah. 3., veränd. Aufl. 2 Bde. Bd. I: Die Vorherrschaft der Deutschen. Bd. II: Der Kampf der Nationen. (Bd. 651/652.)

Geschichte der auswärtigen Politik Osterreichs im 19. Jahrh. Von R. Charmah. 2., veränd. Aufl. 2 Bde. Bd. I: Bis zum Sturz Metternichs. Bd. II: 1848—1895. (Bd. 653/654.)

Osterreichs innere u. äußere Politik von 1895—1914. Von R. Charmah. (Bd. 655.)

Deutsche Verfassungsgeschichte vom Anfange des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. M. Stimming. (Bd. 630.)

Die Reichsverfassung vom 11. August 1919. Voller Text mit Erläuterungen, geschichtlicher Einleitung und Gelombsurteilung. Von Prof. Dr. O. Vöhlert. 3. Aufl. (Bd. 1004†.)

Als Ergänzung zu vorstehendem Buch erschien:

Verfassungsgerechtl. Nebengesetze und Verordnungen des Deutschen Reiches. Textausgabe mit kurzen einführenden Bemerkungen. Von Prof. Dr. O. Vöhlert. (Bd. 1011.)

† Bände ab 1001 erscheinen in erweitertem Umfange.

Geschichte der Vereinigten Staaten.

Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Von Prof. Dr. E. Daenell. 3. Aufl. neubearb. u. weitergeführt von Prof. Dr. A. Hasenclever. (Bd. 147.)

Kulturgegeschichte.

Vorgeschichte Europas. Grundzüge der alteuropäischen Kulturentwicklung. Stein- und Bronzezeit. Von Prof. Dr. H. Schmidt. Mit 8 Taf. u. 2 Zeitabellen. (Bd. 571.)

Germanische Kultur in der Urzeit. Von Bibliotheksdir. Prof. Dr. G. Steinhäusen. 4., neubearb. Aufl. Mit 15 Abb. (Bd. 1005 †.)

Große Feldherrn. Von Major a. D. J. C. Endres. I: Vom Altertum bis zum Tode Gustav Adolfs. Mit 1 Titelbild, 12 Karten u. 1 Schema. II: Von Turenne bis Hindenburg. Mit 1 Titelbild u. 14 Karten. (Bd. 687/688.)

Vom deutschen Volk zum deutschen Staat. Eine Geschichte des deutschen Nationalbewusstseins. Von Oberstudentat Prof. Dr. P. Joachimsen. 2., veränd. Aufl. (Bd. 511.)

Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. Von G. Maier. 9. Aufl. (Bd. 2.)

Die großen Sozialisten. Von Dr. H. Mucke. 4. Aufl. I: Owen, Saint-Simon, Proudhon. II: Saint-Simon, Pecqueur, Buchez, Blanc, Rodbertus, Weitling, Marx, Lassalle. (Bd. 269/70.)

Karl Marx. Versuch einer Würdigung. Von Prof. Dr. K. Wilbrandt. 4. Aufl. (Bd. 621.)

Die deutsche Frauenbewegung. Von Dr. Marie Bernays. (Bd. 761.)

Die Geschichte der Juden seit dem Untergang des jüdischen Staates. Von Prof. Dr. J. Elbogen. 2. Aufl. (Bd. 748.)

Kirchengeschichte.

Geschichte der christlichen Kirche. Von Prof. Dr. H. Freiherr von Soden. I. Die Entstehung der christlichen Kirche. II. Vom Urchristentum zum Katholizismus. Die frühkatholische Entwicklung der christl. Kirche bis zum Konstantinischen Kirchenfrieden. (Bd. 690/91.)

Martin Luther und die deutsche Reformation. Von Prof. Dr. W. Köhler. Mit 1 Bildn. Luthers. 2., verb. Aufl. (Bd. 515.)

Die Jesuiten. Eine historische Skizze. Von Prof. Dr. H. Boehmer. 4. Aufl. (Bd. 49.)

Staat und Kirche in ihrem gegenseitigen Verhältnis seit der Reformation. Von Pfarrer Dr. A. Pfannkuche. (Bd. 485.)

Länderkundliche Monographien.

Belgien. Von Archivrat Dr. P. Dshwald. 3. Aufl. (Bd. 501.) **Die Baltischen Provinzen.** Von Dr. B. Tornius. 3. Aufl. (Bd. 542.) **Polen.** Mit einem geschichtlichen Überblick über die polnisch-ruthenische Frage. Von Prof. Dr. A. J. Kaundl. 2. Aufl. (Bd. 547.) **Russland.** Geschichte, Staat, Kultur. Von Dr. A. Luther. (Bd. 563.) **Die Slawen.** Von Prof. Dr. P. Diels. (Bd. 740.) **Island.** Von Prof. Dr. P. Herrmann. (Bd. 461.) **Neugriechenland.** Von Geheimrat Prof. Dr. A. Heisenberg. (Bd. 613.) **Die Türkei.** Von Reg.-Rat P. A. Krause. 2. Aufl. (Bd. 469.) **Australien und Neuseeland.** Von Prof. Dr. K. Schöfner. (Bd. 366.)

† Bände ab 1001 erscheinen in erweitertem Umfange.

623v

Aus Natur und Geisteswelt
Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen

511. Band

Vom deutschen Volk zum deutschen Staat

Eine Geschichte des deutschen
Nationalbewußtseins

Von

Paul Joachimsen

Professor für Geschichte in München

Zweite, veränderte Auflage



290302
24-7-33

Verlag und Druck von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1920



Schutzformel für die Vereinigten Staaten von Amerika:
Copyright 1920. by B. G. Teubner in Leipzig.

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

Printed in Germany

Dorwort.

Dies Buch ist in seiner ersten Fassung 1916 erschienen. Es war aus Vorlesungen entstanden, die ich zuerst im Winter 1909/10 über die Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins gehalten habe. Die gedruckte Form gab die Hoffnungen wieder, die ich mit Tausenden aus dem nationalen Aufschwung der Augusttage des Jahres 1914 geschöpft hatte. Ich glaubte, daß nun endlich das große Problem gelöst sei, das sich durch unsre Geschichte hinzieht, daß die Einheit von Volk und Staat gewonnen sei. Der Ausgang des Krieges und was dem folgte, hat diese Hoffnungen vernichtet. Unsre Zukunft als Volk wie als Staat liegt wiederum, nicht zum erstenmal, in furchtbarem, den Willen lähmendem Dunkel. Wenn dies Buch nun dennoch zum zweitenmal hinausgehen soll, so muß es als Zeugnis einer Vergangenheit aufgefaßt werden, die wir zu nutzen nicht verstanden haben. Es wendet sich an die, welche in dieser Vergangenheit Trost suchen und welche glauben, daß keine deutsche Zukunft ohne Anknüpfung an diese möglich ist. In Aufbau und Plan des Ganzen habe ich nichts Grundsätzliches ändern wollen und können. Daß ich Anfang und Schluß neu geschrieben und im Laufe der Darstellung Lichter gedämpft und Schatten vertieft habe, wird man natürlich finden. Im einzelnen habe ich zu bessern gesucht, was mir guter Rat oder eigene Einsicht nahelegten.

München, Sommer 1920.

Paul Joachimsen.

Inhalt.

I. Die Zeiten der universalen Staatsgestaltung und der Ausbildung einer nationalen Kultur.

	Seite
1. Die Entstehung eines deutschen Volkes aus dem Germanentum	5
2. Das Kaisertum des Mittelalters	15
3. Römisches Reich und deutsche Nation	22

II. Die Zeiten der Neubildung der Kulturnation und der nationalen Staatsbildung.

1. Die Neubildung der Kulturnation	33
2. Kulturnation und Nationalstaat	47
3. Liberalismus und Romantik	61
4. Der Versuch der Begründung des deutschen Volksstaats	72
5. Die Begründung des deutschen Machtstaats	80
6. Das neue Deutsche Kaisertum	93
7. Imperialismus und Sozialismus	107
Literatur	118

I. Die Zeiten der universalen Staatsgestaltung und der Ausbildung einer nationalen Kultur.

1. Die Entstehung eines deutschen Volkes aus dem Germanentum.

Wir unterscheiden Volk und Nation. Nicht immer genau und nicht immer eindeutig. Aber wir sprechen von Volkslied und Nationallied, von Volksfesten und Nationalfesten, von Volksfitten und Nationalfarben. Wir verstehen in solchem Zusammenhang unter Volk etwas Natürliches, Gewachsenes, durch die Zeiten hin wesentlich Gleichbleibendes, unter Nation etwas bewußt Gebildetes, ein im Laufe der Zeit Gewordenes. Die Geschichte darf also, wenn sie von Völkern und Nationen spricht, sagen: ein Volk ist, eine Nation wird. Sie wird eben dadurch, daß sie geschichtlich lebt. Wir können uns dies geschichtliche Leben wohl ähnlich einem Einzelleben vorstellen. Es beginnt damit, daß sich eine Volksgemeinschaft ihrer Leiblichkeit als einer von anderen unterschiedenen bewußt wird. Das zeigt sich darin, daß die Volksgemeinschaft auf dieser Stufe Angriffe auf ihre Leiblichkeit als lebensbedrohend empfindet und abwehrt. Sie steigt dann zu der Stufe, wo gemeinsame Gefühle auch den Gang des friedlichen Lebens zu beeinflussen beginnen. Die Volksgemeinschaft sucht sich wiederzuerkennen in der Umschreibung der gemeinsamen Sitten, der Ausprägung bestimmter Eigenschaften, der Gewinnung nationaler Typen. Sie steigt von da weiter zur Organisierung des Volkstums zu einer Willensgemeinschaft. Aber wie muß diese beschaffen sein? Wir sagen heute: diese Willensgemeinschaft ist der Staat. Aber wir sehen um uns her Völker, die seit langem ausgesprochene nationale Individualitäten sind, obgleich ihnen die Staatshülle fehlt. Sie haben sie entweder verloren oder noch nicht erreicht. Wir sehen sodann in der Geschichte wenigstens ein Volk, das als völlig ausgeprägte Nationalität erscheint, bei dem

es aber zweifelhaft bleibt, ob es den Staat als gemeinsame Organisation überhaupt erstrebt hat. Das sind die Griechen. Der Nationalstaat ist in ihrer Geschichte nur wie ein Phantom in den Gedankenbauten des Gorgias und Sokrates aufgetaucht, aber als Kulturnation sind sie stark genug gewesen den Osten der Alten Welt völlig, den Westen zum großen Teil sich dienstbar zu machen.

Und wir rühren hier sogleich an das Grundproblem unserer eigenen Entwicklung. Auch wir haben Zeiten gehabt, wo es schien, als sollten wir eine Kulturnation bleiben. Das war damals, als Niebuhr Griechenland das Deutschland des Altertums nannte. Dann aber hat sich aus dieser mit gewaltiger Schnelle zum Staunen der Welt ein Nationalstaat entwickelt, der durch 47 Jahre die Form unseres Lebens gebildet hat und nun in einer Katastrophe von tragischer Furchtbarkeit, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat, zusammengebrochen ist. Und die innere Auflösung, die der militärischen Katastrophe gefolgt ist, zeigt uns, daß das eigentliche und bis heute ungelöste Problem unserer nationalen Entwicklung das Verhältnis von Volk und Staat ist. Darauf also müssen wir unsere Aufmerksamkeit richten, wenn wir der Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins nachgehen wollen.

Wenn wir bei dieser Betrachtung wie in unsren geschichtlichen Erinnerungen überhaupt bis in die germanische Frühzeit zurückgehen, so geschieht es, weil wir hier gleichsam mitansehen können, wie sich die Leiblichkeit der deutschen Nation bildet. Aber eine germanische Nation gibt es nicht, so wenig wie es ein germanisches Vaterland gibt. Die Zusammenhänge der Germanen, die wir wahrnehmen können, sind entweder rein vegetativer Art, sie zeigen nichts gemeinsam Geschaffenes oder auch nur Gedachtes, oder sie geben, wie jene berühmte Stammesgenealogie, die Tacitus mitteilt, zwar Kunde davon, daß man begann, den rassenhaften Zusammenhang, vielleicht auch eine Übereinstimmung kultischer Einrichtungen als ein gemeinsames Erbe zu empfinden. Aber aus dieser Empfindung folgen keine für uns erkennbaren Handlungen einer germanischen Gesamtheit. Armin ist nur ein Stammesheld gewesen, freilich schon mit allen Zügen der „germanischen Persönlichkeit“, und der Staat der germanischen Urzeit ist der Stammstaat. Man könnte sagen, daß er in gewissem Sinne eine ideale Einheit von Volk und Staat darstellt, insofern als es keine Betätigung des Volkes gibt, die nicht im Staatsleben ihren Ausdruck findet und als der Staat nichts ist als die Summe der Volksgenossen.

Wir hätten also damit am Beginne unsrer Geschichte wenigstens für die Zellenbildungen des deutschen Volkskörpers die ideale Lösung des Problems, das uns dann durch die Jahrhunderte verfolgen wird. Aber diese ideale Lösung ist nur dadurch möglich, daß sie sich auf Völker bezieht, die noch auf der untersten Stufe des gemeinsamen Lebens verharren und auf Staatsgebilde primitivster Art. Ihr Wert für den Germanen beruht darauf, daß sie das sind. Die germanische Freiheit, die soviel Unheil in unsrer Geschichte gestiftet hat, ist durchaus eine Freiheit vom Staate. Außerdem aber sind diese Völkerschaften fließende Gebilde, sie spalten sich ebenso leicht, wie sie sich mit andern vereinigen. Sie sind niederste Lebewesen in der Welt der staatlichen Organismen. Nur so nämlich erklärt es sich, daß die alten Namen, die uns Cäsar, Tacitus, Strabo und Plinius überliefern, fast plötzlich verschwinden und um die Mitte des 3. Jahrhunderts etwa neuen Verbänden, den Franken, Sachsen, Thüringern, Alemannen Platz machen. Vielleicht hätten diese Stämme, vereint mit den ostgermanischen oder auch ohne diese, allmählich doch zu einer Nation verwachsen können, wenn nämlich der Damm, den ihnen das Römische Reich entgegen gesetzt hatte, ein paar Jahrhunderte länger gehalten hätte, wenn sie die Landnot zu intensiverer Kultur des eigenen Bodens, zur Differenzierung des Anbaus und damit zu gegenseitigem Austausch geführt hätte, endlich wenn ihre Göttervorstellungen den Weg vom Naturhaften zur Darstellung geistig-sittlicher Begriffe hätten vollenden können, ihre Religionsübung fortgeschritten wäre zu einem Zentralheiligtum mit festen Kultformen, wie es anscheinend wenigstens einige Stammesgruppen schon besaßen, und einem geordneten, womöglich erblichen Priesteramt.

Aber ehe es zu all dem kommt, trifft die Germanen das Verhängnis der Völkerwanderung. Sie reißt die östlichen Stämme vom germanischen Leibe los und streut sie über das Römische Reich aus. Es ist die Heldenzeit des germanischen Altertums, aber auch die Zeit der größten Verluste des germanischen Volkstums. Denn keinem dieser Völker gelingt es, seine Nationalität auf dem fremden Boden zu behaupten. Sie erliegen dem Gifte der fremden Kultur, das ihnen zu früh beigebracht wird. Dabei ist es gleichgültig, ob Herrscher wie Theoderich an einer Verschmelzung gotischer und lateinischer Art arbeiten, oder ob die Vandalen und die Langobarden das Volkstum der Besiegten unter ihre Füße treten, sie alle versinken in diesem neuen

Boden, wie der Wanderer im Moor, die einen früher, die andern später.

So bezeichnet die Völkerwanderung allerdings den „Wiedereintritt des nationalen Prinzips in die Geschichte“, aber es sind romanische Nationalitäten, die sich bilden. Auch der Adel, der sich noch am längsten beim germanischen Blute erhält, geht in die Lebensbedingungen der Unterworfenen ein und nimmt teil an ihrer Kultur. Es ist der Torheit unsrer Rassesanctiker vorbehalten geblieben, aus der Tatsache dieser Blutmischung heraus Dante und die Renaissance und was nicht sonst noch für ein Phantasiebild germanischer Kultur zu konfiszieren.

Wenn diese untergegangenen Völker dennoch in unserer geschichtlichen Erinnerung und auch in unserm nationalen Bewußtsein als uns zugehörig fortleben, so ist dies das Werk der Heldensage. Sie ist an den Völkerwanderungskämpfen emporgeblüht, wie die griechische an den Kämpfen um Troja. Wie diese hat sie getrenntes Sagengut weit entlegener Stämme vereinigt, undeutlich gewordenes Erbe aus mythischer Vorzeit umgestaltet erhalten, in Männer- und Frauengestalten die großen Typen nationalen Wesens erstmalig geformt, in den großen Konflikten, die sie schildert, dem Kampf vor allem der Treue und der Untreue Bindungen alter Sitte, die die Wanderungszeit aufgelöst hat, zu Fragen der Sittlichkeit erhoben. Sie hat deutlicher als die griechische den historischen Hintergrund bewahrt, der Gestalt des großen, bei allem Kraftbewußtsein doch friedewünschenden Theoderich, dem tragischen Untergang der Burgunden ist sie innerlich gerechter geworden als die Geschichtsschreibung der Zeit. So hat sie alle Eigenschaften zur Fortentwicklung eines nationalgermanischen Bewußtseins. Aber dennoch ist sie damals nicht, wie die griechische, ein Moment solcher Fortentwicklung geworden. Noch gibt es in der verlassenen Heimat, in die die Sage zurückflutet, keine Nation von religiöser, geistiger oder rechtlich-sittlicher Einheit, die sie hätte aufnehmen können.

Die Stämme, die auf dem Boden des alten Germaniens übrigbleiben, die Sachsen, die Franken, die Alemannen und dazu die etwa seit 500 in ihren jetzigen Sitzen nachweisbaren Bayern, leben ihr partikulares Dasein fort. Wiederum stellen diese Stämme zunächst nur eine Rechtseinheit dar, aber sie sind sämtlich auf dem Wege, sich zu einer politischen Einheit zu entwickeln. Es wird auch für unsere deutsche Geschichte das entscheidende Ereignis, daß es dem Herrenvolk der Franken gelingt, sich über die andern zu erheben. Mit der Gründung

des Fränkischen Reiches erst beginnt eine staatliche Geschichte der Deutschen. Der fränkische Staat ist das Werk eines erobernden Königthums, das nicht wie das ostgotische sich damit begnügt, über Römer und Germanen als über zwei Völker zu herrschen, auch nicht wie das langobardische eine germanische Herrschaft über eine römische Unterschicht zu begründen, sondern wie sie ihr Reich gleichmäßig über romanische und germanische Volksteile ausdehnt, so ist ihr Reichsbau selbst ein Gemisch von germanischen und romanischen Werkstücken. Aber der germanische Grundcharakter bleibt und aus dem Werk der Eroberung wächst ein neuartiger Nationalstolz empor, den wir aus dem Prolog zur *lex Salica* kennen lernen. Es ist der Stolz auf die Überwindung der Römer, noch mehr aber darauf, daß die Franken jetzt die neuen Vorkämpfer der katholischen Kirche geworden sind. Die Kirche sagt ihnen immer wieder, daß sie das sind, und die Franken finden ihre Rechnung bei dieser Rolle. Sie führen ihre Kriege als Glaubenskriege, sie finden in der katholischen Geistlichkeit der arianischen Reiche bereite Bundesgenossen und sie fügen die kirchliche Organisation ihrem Staatsbau ein, wie nur je Theodosius oder Justinian es getan haben.

Dieser fränkische Staatsbau ist trotz der Verschiedenheit des Materials, aus dem er errichtet ist, von erstaunlicher Festigkeit. Wir dürfen uns daran nicht durch die Theilungen irremachen lassen, die früher den hauptsächlichsten Inhalt der Geschichtsdarstellungen der fränkischen Zeit bildeten. Der Gedanke der Staatseinheit bleibt auch in diesen Theilungen gewahrt und ringt sich nach zeitweiser Verdunklung immer wieder ans Licht. Und der Staat erweist sich stark genug, um auch die furchtbare moralische Krisis zu überstehen, in die das fränkische Volkstum im 7. Jahrhundert verfällt. Sie entsteht aus dem Zusammenstoß zweier Kulturen, der absterbenden antiken und der wurzellos gewordenen germanischen. Sie äußert sich in einer Auflösung aller sittlichen Begriffe, von der die Schicksale des Königshauses nur ein Zeichen sind. Die Rettung kommt von innen durch die Karolinger, von außen durch Bonifatius.

Mit den Karolingern bemächtigt sich der austrasische Laienadel des Reichs, mit Bonifatius erobert die angelsächsische Mission das Frankenreich und Deutschland. Zwei germanische Mächte, die den germanischen Charakter der fränkischen Reichsgründung zu verstärken scheinen und doch ihre Anknüpfung an Rom entschieden haben. Sie war die

einzig mögliche, wenn das Frankentum den Charakter kriegerischer Missionstätigkeit beibehalten oder wiedergewinnen und damit Kräfte, die, im Innern verbraucht, den Volkskörper zum Versaulen gebracht hätten, nach außen wenden wollte.

Der Nachfolger Pippins sowohl wie Winfrieds ist Karl der Große. Er übernimmt von Pippin den Kampf gegen die Langobarden und den „Streit für Petrus“ sowie die Auseinandersetzung mit Bayern, von Bonifatius die Christianisierung des letzten heidnischen deutschen Stammes, der Sachsen. Nach beiden Richtungen bezeichnet sein Wirken einen Abschluß, auch darin, daß sich erst in ihm die alte fränkische Eroberungspolitik, die sich in ihrer rücksichtslosen Konsequenz nur mit der römischen vergleichen läßt, der letzten deutschen Stämme bemächtigt und zugleich völlig durchdringt mit dem Gedanken der Ausbreitung der christlichen Kultur. Der Vertreter dieses Gedankens am Hofe Karls ist wieder ein Angelsachse, Alkuin. Auf ihn geht zurück, was man den Gedanken des karolingischen Gottesstaates genannt hat. Für Alkuin ist Karl schon 799 der Herr des christlichen Volkes, er ist der Lenker und Verteidiger der Kirche. Was Alkuin Karl predigt, ist der Gottesstaat in der Form der Theokratie. |

Nur aus solchen Gedankengängen heraus erklärt sich die Krönung Karls durch Papst Leo III. zum Römischen Kaiser am Weihnachtstage des Jahres 800. Es ist für eine lange Zukunft des deutschen Volks bedeutsam geworden, daß diese Kaiserkrone nur eine römische, keine fränkische oder deutsche war, noch sein konnte. Karl steht auch hier am Endpunkt einer langen Entwicklung. Von Arminius an haben alle die Germanen, die mit den Römern kämpften, doch nicht die Absicht gehabt, das Römische Reich zu zerstören. Für sie alle ist das Römische Reich, wie ein geistreicher Franzose gesagt hat, nicht ein Feind, sondern eine Laufbahn. Je näher sie ihm kommen, desto mehr wächst ihre Ehrfurcht vor dem auch noch im Verfall gewaltigen Koloss. Wie sie auf ihren Münzen auf der einen Seite das Bild des römischen Kaisers weiterführen, so sind sie alle überzeugt, daß die Legitimierung ihrer Herrschaft auf dem Boden des Imperiums nur von diesem selbst ausgehen könne. Und dieser Gedanke hatte eine neue Nahrung erhalten, seit Hieronymus eine Prophezeiung des Buches Daniel dahin ausgelegt hatte, daß das Römische Reich das letzte vor dem des Antichrists sein werde. So konnte auch derjenige Germane, der den Gedanken eines christlichen Kulturstaats zuerst voll erfaßt hat, nur eine Erneuerung dieses Rö-

mischen Reiches denken. Die große Auseinandersetzung zwischen Germanentum und Römertum schließt in einem Gebilde ab, bei dem das Germanentum den Körper, das Römertum aber die Form liefert.

Diese Kultur des neuen Weltreichs aber konnte nur eine antik-kirchliche sein. Sie findet ihren Mittelpunkt in der karolingischen Hofakademie, deren Mitglieder für ihren literarischen Verkehr teils antike, teils biblische Namen sich entlehnen. Sie wirkt sich aus in der „karolingischen Renaissance“, die in Aachen Kirche und Kaiserpalast aus antiken Werkstücken erstehen läßt, in französischen und deutschen Klöstern eine neue Pflege antiker Autoren und eine letzte Nachblüte antiken Schrifttums schafft. Von dem, was hier in die Scheuern gebracht wurde, hat das Mittelalter bis ins 11. Jahrhundert gelebt. Und inmitten dieser Kultur steht Karl selbst, wenn nicht als ihr Schöpfer, so doch als ihr Lenker, eine wahrhaft universale Erscheinung, so wie ihn sein Enkel Niithard vortrefflich im Eingang seiner „Historien“ geschildert hat.

Trotz dieser europäischen Bedeutung aber erscheint Karl als ein germanischer Herrscher, ja wir werden auf lange hin keine Gestalt finden, die so sehr als Verkörperung germanischer Art angesprochen werden könnte. Diese germanische Art blickt ebenso sehr aus den Suetonischen Kategorien heraus, in die sein Biograph Einhard seine Gestalt gepreßt hat, wie aus der unschätzbaren Anekdotensammlung des Mönchs von St. Gallen, die uns den Niederschlag der volkstümlichen Überlieferung aus der nächsten Generation nach seinem Tode erhalten hat. In allem ist er da der große germanische Gutsherr, der die fränkische Sprache und die fränkische Tracht beibehält, seine liebste Erholung in der Jagd sucht, seinen Töchtern lieber Liebchaften an seinem Hofe gestattet, als daß er sich von ihnen trennte. In all dem bleibt er auch trotz augustinischer Ideen durchaus eine germanische Laiennatur, die den Zusammenhang mit der alten heidnischen Kultur nicht verloren hat und nicht verleugnet. An seinem Hofe findet sich neben den Gelehrten noch der Spielmann ein, und wenn er auch wohl nicht mehr die alte Helden Sage vortrug, sondern die „neuen Mären“ aus der Welt herbrachte, so hat doch Karl, wie wir wissen, auch der alten epischen Poesie sein Augenmerk zugewendet und sie aufzeichnen lassen, damit sie, die als lebendige Überlieferung eben damals zu schwinden begann, wenigstens literarisch fortdaure.

Die Erinnerung aller Völker, die er beherrschte, hat denn auch seine Gestalt bewahrt und verklärt, und wie aus der karolingischen

Kultur die nationalen Kulturen hervorgegangen sind, so hat sich an seiner Gestalt die Volksart geschieden. Bei den Franzosen ist er der Held der adligen Poesie geworden und an der Spitze seiner Paladine geblieben, bei uns, sagt Roethe, „hat ihm die Zuneigung seines Volkes das Schwert genommen und nur die Wage gelassen“. In steigendem Maße werden die Rechtseinrichtungen des Volkes auf ihn zurückgeführt: die Landfrieden, der Sachsenspiegel, die Seme. Noch für den Hoffschulzen Immermanns hängt die Tradition des Rechts an dem Schwerte Karls des Großen. Aber ein Volksstaat konnte sein Reich nicht mehr sein. In dem fränkischen Grafschaftssystem hatte sich der erste germanische Beamtenstaat über die freie Volksgemeinde gelegt; er drängte sie in Rechtsfindung, Heerwesen und Verwaltung immer mehr hinab in die Niederungen des privatrechtlichen und partikularen Daseins. Dazu war die kirchliche, ebenfalls durchaus von oben auferlegte Organisation gekommen, dann die Feudalisierung des Wirtschaftslebens, endlich die universale, nach Zentralisation verlangende Tendenz des Weltreichs. — Das Weltreich ist schon in der nächsten Generation zerfallen: es hat wenig länger gedauert als das Alexanders des Großen. Es war wie dieses der Versuch einer Weltreichsbildung mit unzureichenden Mitteln. Von den zwei Stützen, auf denen die karolingische Verwaltung ruhte, den Grafen und den Bischöfen, zerbrach die erste bald. Die weltliche Verwaltung wurde ausgehöhlt und schließlich aufgesogen von der Grundherrschaft des Laienadels. In diesem lebten die alten partikularen Bestrebungen wieder auf, in Deutschland erscheinen schon unter den Enkeln Ludwigs des Frommen wieder die Stämme als politische Einheiten, am Ende des Jahrhunderts haben sich die fünf, auf denen die deutsche Entwicklung beruhen sollte, zu Herzogtümern neuer Art zusammengeschlossen. Aber die Herrschaft Karls hat die Völker doch so weit einander genähert, daß zunächst einmal der sprachliche Unterschied der romanisierten und der germanisch gebliebenen Volksteile empfunden wird. Noch aus den Zeiten Karls selbst stammt das erste Zeugnis für das Wort „deutsch“ zur Bezeichnung der Volkssprache der östlichen Reichsteile. Es steht zunächst im Gegensatz zu der Gelehrtensprache, dem Lateinischen, und gelehrte Kreise sind es auch, die zuerst ein Bewußtsein von der Zusammengehörigkeit der germanischen Dialekte zeigen. Aber in den berühmten Straßburger Eiden, die sich Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche 842 schwören, steht die lingua teudisca der lingua romana gegenüber. So bilden sich inner-

halb des Fränkischen Reichs die französische und die deutsche Nation. Es ist noch keine politische Scheidung, noch weniger eine politische Einigung innerhalb der Angehörigen des gleichen Sprachgebiets. Im Innern des Ostfränkischen Reichs wüthet der Kampf der Stämme und der einzelnen, sie nehmen strupellos die Unterstützung der Slawen und der Awaren an, andere gehen zu den Normannen über und verbinden sich mit diesen. Aber bei all dem ist der fränkische Staatsgedanke nicht erloschen, ja, es zeigte sich, daß er sich gerade in den deutschen Landen, die für die fränkische Eroberungspolitik Kolonialland gewesen waren, kräftiger erhielt, als im Westreich. Hier lebt auch der fränkische Nationalstolz weiter. Otfrieds Vorrede zum Krist ist aus ähnlicher Empfindung heraus geschrieben wie der Prolog zur lex Salica. Und als der Karolingerstamm in Deutschland ausstarb, da wählten die deutschen Stämme sich doch wieder einen Herrscher, und sie wählten ihn aus dem Herrschervolk der Franken. Freilich einen, dem sie nicht zu gehorchen gedachten. Als Konrad I. Miene macht, so etwas wie eine wirkliche Obergewalt in Anspruch zu nehmen, hat er alle Stämme gegen sich und sieht sich auf der berühmten Synode von Hohenaltheim genötigt, die königliche Sache unter den Schutz der Kirche zu stellen.

Auch das ohne Erfolg, aber die Linie der künftigen Entwicklung ist gewiesen: wenn sich über den Sonderbestrebungen der Stämme wieder eine „Reichstendenz“ erheben wird, so wird sie herauswachsen aus der Tradition des fränkischen Reichsgedankens und ruhen auf den Stützen des geistlichen Wesens.

2. Das Kaisertum des Mittelalters.

Es war ein Unterschied für die deutsche Entwicklung, ob die fränkische Monarchie 911 oder etwa schon 811 zerfiel. Das Jahrhundert nach Karl dem Großen hat Bayern und vor allem Sachsen in den ostfränkischen Staatszusammenhang so weit hineingezogen, daß eine dauernde Abtrennung dieser Länder von diesem Zusammenhang unmöglich ward. Bayern war eine Zeitlang der Mittelpunkt des Ostfränkischen Reiches gewesen, und der sächsische Stamm war befähigt und gewillt, das Erbe der Karolinger anzutreten.

Die Wahl Heinrichs I. von 919 ist zunächst nur von Sachsen und Franken vollzogen worden, aber sie ist doch der eigentliche Geburts-

tag eines Deutschen Reiches geworden, und Heinrich I., der mit besserem Erfolg als Konrad eine königliche Oberhoheit über den fünf Stämmen aufrichtete, gilt auch uns noch als der Begründer eines deutschen Nationalstaates.

Schon sein Sohn hat über diesen Nationalstaat hinausgegriffen, Italien ihm angegliedert und am 2. Februar 962 die römische Kaiserwürde erneuert. Es ist begreiflich, daß die Nachwelt immer wieder bei diesem großen Wendepunkte unserer Geschichte betrachtend haltgemacht hat. Denn hier beginnt ja jene deutsche Kaiserzeit, die den einen als eine erste Blütezeit deutscher Macht und deutscher Kultur, den anderen als der Beginn unseres nationalen Unheils erscheint. Diese Gegensätze des Urteils sind alt; aber zu vollem Ausdruck sind sie erst gelangt, als die historischen Auffassungen für die Gestaltung der Zukunft der Nation Wert zu bekommen schienen. Das war nach dem Kriege von 1859. Damals haben Heinrich von Sybel und Julius Ficker in heute noch lesenswerten Schriften die „kleindeutsche“ und die „großdeutsche“ Geschichtsauffassung gegeneinander verfochten. Für Sybel ist der Schritt von Heinrich zu Otto das Verhängnis der deutschen Geschichte. Heinrichs Politik war die nationale, sie entsprach dem innersten Geiste des Volkes, ihre echten Nachfolger sind Ottos Sohn Ludolf, der sich aus nationalen Gründen gegen die italienische Politik seines Vaters empört, und Heinrich der Löwe, der sich mit demselben Recht der italienischen Politik Barbarossas versagt. Sie sind, so dürfen wir weiter sagen, wenn auch Sybel selbst solche Beziehungen geleugnet hat, die Vorläufer der Politik der Hohenzollern, die das undeutsche gewordene und aus Deutschland herausgewachsene habsburgische Kaisertum bekämpften zugunsten eines deutschen Königiums. Ficker dagegen, durch Abstammung und Bildungsgang der rheinischen, katholischen Romantik nahestehend und durch seine Laufbahn zum Oesterreicher geworden, sieht in dem deutschen Kaisertum des Mittelalters nicht nur eine notwendige, sondern eine heilsame Entwicklung. Dies Kaisertum ist nicht universal, wie das Karls des Großen, es zeigt ein wesentlich nationales, deutsches Gepräge, es ruht nicht wie jenes auf dem romanischen Staatsgedanken der Zentralisation, sondern auf dem germanischen der Erhaltung der Volks- und Stammesindividualität in einem frei verbundenen Ganzen. Es hat, als es sich das langobardische Italien und das ehemals germanisierte Burgund angliederte, nicht mehr an sich genommen, als was für seinen Macht- und

Kulturzusammenhang notwendig war. Gesunken und verderblich geworden ist das Kaisertum erst, als es die germanischen Grundlagen seiner Entstehungszeit verließ und als es über diese natürlichen Grenzen seiner Machtsphäre hinausschritt. Beides ist unter Friedrich Barbarossa geschehen, die Heirat zu Mailand von 1186, welche die Verbindung des römisch-deutschen Reiches mit Sizilien anbahnte, ist für das Reich ebenso verhängnisvoll geworden, wie die Ehe Philipps des Schönen, des Sohnes Maximilians, mit Johanna, der Tochter der spanischen Majestäten, für Österreich.

Wir wissen heute, daß Sider in allem historischen über seinen Gegner ebenso recht behalten hat, wie dieser in seinen politischen Schlüssen, wenigstens für die nächste Zukunft, recht behielt. „Sibel unternahm es“, sagt Dove, „die Frage nach einer deutschen Politik in Bismarcks Stil an den wiederbelebten Schatten Kaiser Ottos des Großen oder Friedrich Barbarossas zu richten.“ Er und alle, die ihm folgten, übersehen, daß es im Jahre 919 und noch lange danach nichts gab, was man ein politisches deutsches Nationalbewußtsein nennen könnte. Es gab den natürlichen Egoismus der Stämme; er ist stark genug, um fremde Herrscher, die dem Stamme gesetzt werden, alsbald zu sich herüberzuziehen, aus ihm heraus handelt Ludolf wie die anderen Empörer der Sachsen- und Salierzeit. Daß sie dem Volksempfinden nahe stehen, zeigt die Parteinahme von Lied und Sage. Aber dies Volksempfinden hat eben seine Grenze an den Grenzen des Stammes — darüber hinaus gibt es nur ein Band staatlicher Einigung, den fränkischen Reichsgedanken. Zu ihm wendet sich Otto sogleich bei seiner Krönung, ihn sucht er, wenn auch mit den veränderten Mitteln der Zeit, gegen die Stämme durchzuführen, und als er die Unmöglichkeit erkennt, die Laiengewalten in die Stellung karolingischer Beamter herabzudrücken, da schließt er den Bund mit der Kirche, den Konrad I. gesucht, Heinrich wenigstens zu Anfang seiner Regierung verschmäht hatte. Auf der Ottonischen Reichskirche erhebt sich ein mit wirklichen Machtbefugnissen versehenes deutsches Königtum, und der Bund mit der Kirche führt Otto nach Rom, wie der Bund mit Bonifatius die Karolinger dorthin geführt hatte. Es war in all dem Zwang und Notwendigkeit. Will man etwas beklagen, so könnte es nur das sein, daß die deutsche Kraft so groß und der Widerstand, den ihr Machtstreben fand, so klein war, daß er dasselbe damals und auf lange hinaus nicht hemmen konnte. „Das Innerlich-Wachsende wird schon in demselben Augen-

blick berufen, sich nach außen auszubreiten", sagte Ranke. Diese Berufung mag Verhängnis gewesen sein, aber sie war die Bedingung alles weiteren Strebens.

Ist es so doch wohl möglich, die Kaiserpolitik unserer mittelalterlichen Herrscher jeder Willkür zu entkleiden, so bleibt immerhin die Frage nach ihrem Nutzen für die Entwicklung des nationalen Bewußtseins des deutschen Volkes offen.

Blicken wir zunächst auf die Entwicklung des Herrschertypus selbst, so scheint sie bedenklich. Die drei Jahrhunderte von Ottos Kaiserkrönung bis zu Konradins schmachlichem Ende auf dem Blutgerüst in Neapel werden fast ganz ausgefüllt von den drei mächtigen Geschlechtern der Sachsenkaiser, der Salier und der Hohenstaufen. Die Herrscher, die sie hervorgebracht haben, sind fast alle bedeutende Menschen. Es gibt kein Volk, das eine solche Menge gewaltiger Gebieter in dem gleichen Zeitraum sein eigen nennen könnte. Aber in jedem dieser Geschlechter zeigt sich ein eigentümlicher Wandel der Charaktere vom Vater zum Sohn und es ist nirgendwo eine Entwicklung, die das Nationale zum Ziel hat, dies ist vielmehr nur eine Stufe, die, kaum erreicht, sogleich übersprungen wird zugunsten eines geistlichen oder weltlichen, phantastischen oder rationalen Universalismus.

Es bleibt die Frage, ob dieser Universalismus Möglichkeiten einer innerpolitischen Festigung der nationalen Verfassung versäumt hat. Man ist geneigt dies zu bejahen, wenn man auf den katastrophalen Zusammenbruch blickt, der die deutsche Kaiserzeit abschließt. Und doch ist dem nicht durchaus so. Immer wieder sehen wir die Kaiser bemüht, die Reichsrechte zusammenzufassen, Verlorenes wiederzugewinnen. Von Konrad II. mindestens reicht hier eine Tradition, die noch bei Rudolf von Habsburg lebendig ist. Und ebenso deutlich sind die Versuche, die materiellen Grundlagen der Königsmacht zu verbreitern. Jene ersten Versuche Heinrichs IV., ein Burgensystem um den Harz herum zu schaffen, die man sehr richtig mit der Befestigung des französischen Königtums in der Isle de France verglichen hat, sind nur der Anfang einer von Saliern und Staufern konsequent betriebenen Hausmachtspolitik, die darauf ausgeht, dem Königtum Dienstmannen und ständige Einkünfte zu verschaffen. — Aber freilich: die popularen Widerstände gegen diese Politik sind in Deutschland erheblich stärker und durch die Verbindung mit den kirchenpolitischen Kämpfen des Kaisertums weit erfolgreicher gewesen als in anderen Ländern. Ebenso hat die Weit-

räumigkeit des Reichs, schon des deutschen im engeren Sinne, wieviel mehr noch die des kaiserlichen Machtbereichs es verhindert, daß diese Bestrebungen sich irgendwo räumlich konzentrieren konnten. Der Universalismus der Kaiserpolitik hat, das ist zweifellos, alle diejenigen Elemente, die anderswo der Kitt eines festgefügtten Staatsbaus geworden sind, das geistliche wie das ritterliche wie schließlich das städtische, in Elemente der Auflösung verwandelt. Der Grund war nicht der Mangel an staatsmännischer Befähigung unsrer Herrscher, er lag in dem Raummoment als solchem. Das Kaisertum ist nie ein räumlicher und nie ein feststehender Mittelpunkt nationaler Bildung geworden. Alles, was damit zusammenhängt, eine feste Verwaltungspraxis, ein geordnetes System der Rechtspflege, eine Einigung in Sprache und Sitte hat sich bei uns in der Kaiserzeit nur kümmerlich oder gar nicht entwickelt. Aber das Kaisertum hat die Nation dennoch erfaßt und gebildet, es hat, wie Andreas Heusler sagt, Deutschland auch politisch zur Nation gemacht, freilich auf besondere Weise, die unsrer Geschichte bis in die Gegenwart ihren Charakter gegeben hat, so nämlich, daß es durch die einzelnen Stände herabgestiegen ist. Auch in diesem Sinne ist unsere mittelalterliche Geschichte Ständegeschichte. Auch in diesem Sinne zerfällt sie in ein geistliches, ein ritterliches und ein bürgerliches Zeitalter, und die letzte Auswirkung der mittelalterlichen Kaiseridee ist der Bauernkaiser in den sozialen Reformplänen der Reformationszeit, von dem wir zu reden haben werden.

Wenn diese Geschichte mit einem geistlichen Zeitalter beginnt, so haben wir die äußere Erklärung dafür bereits gefunden. Die Geistlichkeit ist die Wahrerin der Reichs- und Kaisertradition aus den fränkischen Zeiten. Wir können einen inneren Grund beifügen: das Kaisertum, das vom Ottonen bis Rom reichen will, braucht als Stütze Menschen, die größeren Raumvorstellungen zugänglich sind als die Edelinges, deren Interessen auf den Stamm beschränkt sind. Solche Menschen lieferte damals fast nur die Kirche, sie aber lieferte sie in steigender Fülle. Die Ottonische Reichskirche hat nicht nur einen einheitlichen deutschen Episkopat geschaffen, den erst der Investiturstreit, und auch dieser nur allmählich, zerrieben hat; sie hat dem Kaisertum auch die Verwaltungsorgane für Italien geliefert. Der deutsche Episkopat erfüllt Italien, unter Heinrich III. erobert er den päpstlichen Stuhl. Erst die Volksbewegung der mailändischen Pataria und das mit ihr verbündete Reformpapsttum haben ihn über die Alpen zurückgeschlagen.

Diese Kirche ist also die Trägerin des Ottonischen Imperiums, sie ist aber zugleich die Trägerin einer national-deutschen Kultur. Die in der fränkischen Zeit so glücklich begonnenen Versuche, die Theologie zu verdeutschern, dauern fort, nicht minder die Beziehungen zur Heldensage und zur Volkspoesie. In St. Gallen nimmt Notker der Deutsche in seine Rhetorik Beispiele aus deutschen Volksliedern, in ein Logiklehrbuch deutsche Sprichwörter auf. Auch theoretischem Nachdenken über die deutsche Sprache begegnen wir hier. In der Ottonenzeit zeichnet Ekkehard in St. Gallen den lateinischen Waltharius auf, trotz des vergilischen Gewandes das ursprünglichste poetische Bild, das wir aus der deutschen Reckenzeit haben; nicht viel weniger mag uns an der lateinischen Nibelungias Meister Konrads verlorengegangen sein, die etwas später am Hofe des Bischofs Pilgrim von Passau entstand. Wie es in der Seele mancher dieser Kirchenfürsten aussah, zeigt ein Ausruf des Bamberger Scholastikus Meinhard über den Bischof Gunther, der Kanzler Kaiser Heinrichs III. gewesen war: „Welch ein klägliches und beklagenswertes Leben für einen Bischof! Niemals besaß er sich mit Augustin und dem heiligen Gregorius, sondern immer mit Attila, den Amelungen und anderem Teufelswerk der Art; er hat kein Buch zur Hand, aber den Wurfspieß, ihn interessiert nicht der Zug der Feder, eher das Zucken des Schwertes.“

Auf diese Kirche stützt sich das Kaisertum in der ersten großen Krisis, die es durchmacht, im Investiturstreit. Der Investiturstreit ist für die Zeitgenossen noch kein nationaler Kampf, er ist in der Hauptsache ein Streit zwischen karolingischer Theokratie und der Hierokratie Gregors VII. Die Waffen in diesem Streite hat auch auf seiten des Kaisertums die Kirche geliefert. Nationale Argumente wird man in der großen Streitschriftenliteratur der Zeit vergebens suchen.

Aber die Folgen des Streites sind wesentlich für die nationale Entwicklung. Das Papsttum wendet sich zu Frankreich, seine germanische Periode ist zu Ende, und in Deutschland geht die karolingische Theokratie mit ihrer Ineinsbildung des Weltlichen und des Kirchlichen zu Grabe, und die geistliche Kultur versinkt vor der weltlich-ritterlichen. Auch sie ist international, ihr Ursprungsland ist, wie das der Scholastik, Frankreich, aber sie nationalisiert sich überraschend schnell. Der neue Stand der ritterlichen Dienstmannen liefert den Kaisern zum zweitenmal ein Beamtentum. Aufs neue sehen wir unter den Staufern wie unter den Ottonen die kaiserliche Verwaltung ausgreifen

über die Alpen, diesmal sogar bis Sizilien. Sie leistet, was vordem die Ottonische Reichskirche geleistet hatte, und sie wird der eigentliche Träger des staufischen Imperialismus. Er knüpft schon unter Barbarossa an die alten karolingischen Traditionen an und verbindet sich schon damals mit dem neubelebten römischen Rechte und schließt beides zu einer merkwürdigen Einheit zusammen.

Unzweifelhaft ist dieser staufische Imperialismus sich auch theoretisch seines Wesens bewußter geworden als das Ottonisch-Salische Kaisertum. Seit Reinald von Dassel auf jenem Reichstag von Besançon von 1157 die Rechte des Kaisertums in den wichtigen Sätzen hatte feststellen lassen: die Kaiserkrone eine freie Gabe des Himmels, die Wahl den Fürsten, die Salbung zum König dem Kölner, die zum Kaiser dem Papste, was darüber ist, ist zuviel und ist von Übel: seitdem war dieser „staufische Reichsgedanke“, der das deutsche Königtum in sich verschlungen hat, ein nicht mehr verlassener Grundsatz kaiserlicher Politik geworden. Er hat sich denn auch durch die Krisis des Thronstreits zwischen Philipp und Otto IV., ja sogar, wie wir sehen werden, durch das Interregnum hindurchgerettet.

Die Frage, wieweit dieser Imperialismus von dem Willen der Nation getragen wurde, ist bei dem Stande unserer Quellen unlösbar. Aber daß er die geistlich-ritterlichen Kreise ganz erfüllt, ist sicher. Das beweist ebenso die Kaiserchronik des Pfaffen Konrad, wie die merkwürdige Rede, die Otto von Freising seinen Kaiser Barbarossa 1155 an die Römer halten läßt, wie das vielbeachtete Tegernseer Spiel vom Antichrist oder die ganze Schriftstellerei Gottfrieds von Viterbo. Der deutsche Imperialismus ist für die Kreise, die hier zu uns sprechen, ein festumschriebener Begriff. Das Kaisertum ruht gleichmäßig auf der fränkischen und der römischen Tradition, es hat seine Mission im Schutze der Kirche und des Glaubens, zu dem die deutsche Einfalt ganz besonders berufen ist, mehr vor allem als die Franzosen, die mit ihrer neuen Dialektik nur dem Antichrist den Weg gebahnt haben, und die Kirche kann keinen besseren Schutz finden als unter dem deutschen Schwerte, dem der Antichrist selbst nicht zu widerstehen vermag.

Begreiflich, daß sich gegen so hohe Ansprüche die anderen Nationen zur Wehr setzen. „Wer hat die Deutschen zu Richtern über die Völker bestellt?“ fragt schon zur Zeit Barbarossas ein Engländer. Die Italiener sprechen nur von den deutschen Barbaren, die Franzosen rühmen

die „gallische Devotion“ gegenüber der deutschen Vermessenheit, die Troubadours finden die Deutschen roh und gemein, den Byzantinern erscheinen sie als die gefährlichsten Gegner. Die Namen Barbarossas und Heinrichs VI. erschallen über die ganze Welt, aber sie rufen höchstens eine mit Schrecken gemischte Bewunderung hervor. Und wurde nicht, ganz abgesehen von seinen faktischen Ansprüchen, der deutsche Imperialismus eben durch seine Begründung auf der karolingischen Theokratie und auf dem Recht des Imperium Romanum in die gefährlichste Nähe des Papsttums gerückt, des natürlichen Erben beider? Wie weit dies aber dem Kaisertum überlegen war, das zeigte sich, als Papst Innozenz III. die Idee des Imperialismus für das Papsttum in Anspruch nahm und gegen die Staufer wendete. Er konnte in seine Reihen als neue Hilfskräfte den Haß der Nationen gegen das Römische Kaisertum der Deutschen einstellen, dazu freilich ungeschwächt die alten, die der deutsche Partikularismus dem Papsttum bot. Wiederum wird das Kaisertum in eine Krisis gerissen, nicht geringer als die des Investiturstreites. Aber nun zeigte sich die andre Seite der imperialistischen Entwicklung. Eben jene Einbeziehung des theokratischen und antiken Elements in den Kaiserbegriff hat erst dem deutschen Nationalgefühl die Höhe und Weite gegeben, die sich im deutschen Thronstreit in den Liedern Walthers von der Vogelweide zeigt.

Er ist von der ritterlichen Poesie ausgegangen, aber er hat mit ihr das Erbe der Fahrenden, der Spielleute und Vaganten, verbunden. Damit werden seine Lieder der Ausdruck der öffentlichen Meinung. Er hat, wie es die Sitte der Zeit war, um Gabe gesungen und in einer für uns rätselhaften Weise die Partei gewechselt, aber er steht fest — das hat Burdach besonders nachgewiesen — in den Anschauungen des staufischen Imperialismus. Gerade seine kühnsten politischen Sprüche mögen recht wohl vor einem Publikum von Dienstmannen gedichtet sein. Der Kaiser bleibt ihm der wahre und einzige Schützer von Friede und Recht, vor dem die „armen Könige“ zurückzutreten haben, er bleibt ihm der wahre Vogt der Kirche, der berufene Führer des Kreuzzuges. Der Papst aber ist der Verderber des Reichs, der nur darauf sinnt, wie das deutsche Silber in den welschen Schrein fließt; die Kirche ist verderbt, seit sie Konstantins Schenkung angenommen hat, die wahre Frömmigkeit hat sich zu den armen Klausnern geflüchtet, von denen Walthers so herzbewegend zu sagen weiß. Mit seinen Zornesrufen und Klagen hat Walthers damals Tausenden aus der Seele gesprochen,

das hat uns sein Gegner Thomasin von Zirklaria bezeugt, und er hat über seine Zeit hinaus gewirkt. Die politische Poesie ist kaiserlich geblieben bis in die Zeiten des Meistergesangs, und den Nachhall seiner Frömmigkeit, die zwischen Kirchentum und Religiosität unterscheidet, werden wir noch in der Mystik der Zeit Ludwigs des Bayern finden.

Wir werden wohl sagen dürfen, daß sich in Walthar zum ersten Male die deutsche politische Persönlichkeit vollständig ausgedrückt habe, und gerade das Objektive seines Wesens berechtigt uns, weiter zu sagen, daß in Walthers Zeitalter der politische Begriff des staufischen Kaisertums sich so weit nationalisiert hatte, als dies überhaupt möglich war. Daß es noch einen anderen Lebensbezirk für die Nation gab, und daß er sich mit dem Reiche nicht deckt, hat uns Walthar selbst gesagt. In seinem berühmten Preisliede auf Deutschland umschreibt er die Grenzen des „völkischen Deutschlands“, die Grenzen deutscher Sitte und Sittlichkeit „von der Elbe bis zum Rhein und her wieder bis zum Ungarland“, das ist das Land, wo ihm wohl ist, wo er Zucht, Tugend und reine Minne findet.

Wir wissen nicht, ob Walthar oder irgendein anderer Vertreter der ritterlichen Kultur diesen Unterschied zwischen dem Reichsbegriff und dem Volksbegriff, einen Unterschied, der zunächst nur ein räumlicher ist, als einen Gegensatz empfunden hat. Wir dürfen wohl glauben, daß dies nicht der Fall war. Gewiß ist, daß dieser Nationalismus der ritterlichen Kultur damals, ebenso wie er der Ausbreitung des staufischen Imperialismus diente, auch der Vertiefung des nationalen Charakters zugute gekommen ist. Sonst hätte er uns nicht die Heldensage der eigenen Vorzeit wiedergewinnen, noch weniger den deutschen Geist mit dem Besten aus dem Gedankengut der Umwelt bereichern können.

Die ritterliche Poesie bemächtigt sich des alten Guts der deutschen Volksepik und gibt ihm die Gestalt, die es behalten sollte. Vieles von den alten Motivierungen ist undeutlich geworden, der düstere Hintergrund heidnischer Mythologie und mit ihm der Fatalismus, der der deutschen Heldensage nicht minder eigen gewesen sein mag, als der griechischen, sind verblaßt. Die Konflikte der Sittlichkeit sind oft abgeschwächt zu Konflikten der neuen Sitte. Das Abenteuer hat den Völkertampf auf weite Strecken zur Seite gedrängt. Aber geblieben sind die nationalen Typen. Wenn Brunhild mit dem Walküren-

Charakter ein Stück ihrer Persönlichkeit überhaupt verloren hat, so ist dafür Kriemhilde ins Dämonische gewachsen, und wenn die höfische Tönung auch sonst mancherlei Unmenschliches und Übermenschliches verkleinern mußte, so hat sie doch die „freien Adelsmenschen“, denen die Siegfriedgestalt voranleuchtet, recht eigentlich erst geschaffen.

Geblieden ist endlich der Grundgedanke der alten Heldenichtung, der Kampf zwischen Treue und Untreue. War es ein Vorteil der griechischen Entwicklung, daß sie ihr nationales Epos aus ungebrochener Überlieferung gewann, so hat es der Bewußtheit des nationalen Denkens bei uns genützt, daß die alten sittlichen Begriffe der Urzeit hinüberleben mußten in eine christlich und ritterlich gewordene Zeit, ehe sie ihre Gestaltung fanden.

Wir erfassen die ganze Bedeutung dieser Zeit für das Bewußtwerden des nationalen Charakters, wenn wir uns daran erinnern, daß sie sich neben der Siegfriedsgestalt die des Parzival zum Eigentum gemacht hat. Neben dem strahlenden, naiven, sich ganz eins fühlenden Helden, der selbst, wenn er eine Schuld begeht, noch unschuldig ist, den irrenden Zweifler, dem seine Unschuld zur Schuld wird. Steht hinter dem einen das dichtende Volk selbst, so hinter dem andern „der einzige Mensch der Stauferzeit, der uns als volle sittliche Individualität entgegentritt“. Weist das eine zurück in die Jugendzeit des Volkes, die sich nun nach langer Wandlung wieder mit seinem gegenwärtigen Leben verknüpft, so weist das andere voraus in die Zukunft, die sich auf diesem Wege, durch die Verklärung des Religiösen ins Menschliche, den innerlichen deutschen Menschen gestalten wird. Mit Recht hat man immer wieder Parallelen zwischen Parzival und Faust gezogen.

3. Römisches Reich und deutsche Nation.

So weit war das politische und kulturelle Selbstbewußtsein der Nation gediehen, als der staufische Imperialismus zusammenbrach. Er war in der Idee unmöglich, aber erst diese Idee hat in sich das nationale Leben des Volkes als einer politischen Gemeinschaft erzeugt. Was aber nun? Wir können uns eine Entwicklung denken, die die allzu üppig emporgeschossenen kriegerischen Kräfte des deutschen Adels zwang, sich in wirtschaftliche zurückzubilden, wie es denn in England geschah, und weiter eine solche, die das deutsche Volkstum überhaupt auf engere Grenzen beschränkte, es zwang, seine Kraft nach innen zu wenden, sich dort mit sich selbst auseinanderzusetzen. So war es in

Frankreich zu seinem Heil. Zu beidem ist es bei uns nicht gekommen. Die deutschen Stände haben weiter nebeneinander nach eigenen Gesetzen leben können und das deutsche Volk hat gerade damals noch einmal Gelegenheit bekommen, sich auszudehnen und in der Kolonisation des deutschen Ostens den vaterländischen Boden in der folgenreichsten Weise zu erweitern. Zwei Fünftel des heutigen deutschen Landes sind Kolonialland.

Es ist unzweifelhaft, daß diese in aller Geschichte beispiellose Ausdehnung des Volkstörpers für die nationale Entwicklung Deutschlands in ihrer Art ebenso schicksalsvoll geworden ist wie das Ausgreifen des Kaisertums über Italien. Auf kolonialem Boden erwachsen die wichtigsten der Territorien, die immer bewußter aus dem Reiche herausstreben, und wie das deutsche Kaisertum in Italien erst dem reformierten Papsttum und den großen Kommunen die Kräfte gegeben hat, die sich dann alle gegen dasselbe kehrten, so geben erst die Kräfte des kolonisierenden Deutschlands dem Slawentum die Mittel, sich zu den großen, in der Tiefe slawisch bleibenden Staatengründungen Ottokars II. und Karls IV., wie später den polnischen der Jagellonen zu erheben.

Unzweifelhaft auch rächt sich hier ebenso das Fehlen einer nachstoßenden Staatsgewalt wie in Italien der Mangel nachströmender Volkskraft. Und hier wie dort ist es keine Güte des Schicksals gewesen, die dem deutschen Volke seine Wege in die Fremde verhältnismäßig so leicht gemacht hat. Auch die deutsche Kolonisation ist, wie einst das nach Italien fahrende Kaisertum, auf einen zu geringen Widerstand gestoßen. Kriegerisch war sie nur unter dem Zeichen des Kreuzes und nur dort auch unbedingt und dauernd erfolgreich. Im übrigen aber vollzieht sich das Vordringen des Deutschtums und sein Eindringen in die slawische Masse fast unbezeugt und lange fast unmerklich. Das slawische Land als Ganzes ist von uns nicht erobert worden, wie etwa Gallien von den Römern erobert worden ist, und damit ist gegeben, daß sich die Interessen der Nation als solche diesem großen Vorgang der Kolonisation nicht zugewendet haben. Erst die späte Forschung hat die Hergänge mühsam und aus sprödem Material erschließen müssen. Eine Fortbildung des deutschen Staatsgedankens durch die Kolonisation, etwa so, daß die reiferen und bewußteren Formen des kolonialen Lebens das Mutterland neu befruchtet hätten, ist bei uns erst spät eingetreten. All die gewaltigen Veränderungen der nationalen Lebensbedingungen haben nicht verhindern können, daß die Nation

noch Jahrhunderte in der alten Reichsform und besonders in der alten Reichs- und Kaiseridee fortlebt. Das bezeugt die Kaisersage. Sie knüpft zunächst an den letzten großen Hohenstaufen, an Friedrich II. an. „Er lebt und lebt nicht“, heißt es in Prophetien wunderlicher Art, „er wird wiederkommen oder einer aus seinem Geschlecht.“ Er wird die verweltlichte Kirche züchtigen, das Heilige Grab befreien, aber vor allem Frieden bringen und die Armen und Bedrängten beschützen. So geht die Sage durch die Jahrhunderte. Als Rudolf von Habsburg die Hoffnungen des Volkes enttäuscht, erheben sich gegen ihn die falschen Friedrichs, in den Zeiten der Geißlerfahrten und des Schwarzen Todes sehen wir die alten Hoffnungen und Träume wieder am Werk; zu Beginn des 15. Jahrhunderts erzählen die Chronisten von einem Kaiser Friedrich, der in wüsten Bergen umgehe und vor allem in der Burg am Kuffhäuser seinen Sitz habe. „Man nennt ihn Friedrich um des Friedens willen, den er macht, ob er gleich nicht also getauft ist.“

Beherrscht so die Kaiseridee das Gemüt und die Phantasie des Volkes, so beherrscht der Kaiser- und Reichsgedanke nicht minder das Denken der Gebildeten und Gelehrten. Er wehrt sich in der merkwürdigen Schrift des „ersten deutschen Kassetheoretikers“ Jordanus von Osna brück gegen die Reichsteilungspläne, die zur Zeit Rudolfs von Habsburg in Italien, vielleicht auch in Frankreich austauchten. Er findet bei dem phantastischen Römerzug Heinrichs VII. seinen großartigen Ausdruck in dem Triumphgemälde des die Welt befriedenden Kaisertums, das kein Geringerer als Dante entworfen hat. Die Kämpfe um das Kaisertum vollends, die Ludwig der Bayer auszufechten hatte, scharen die deutsche Nation mit einer nie gesehenen Einmütigkeit um diesen schwächlichen Nachfolger einer großen Vergangenheit. Mit ihm verbündet sich die neue franziskanische Frömmigkeit, aus den Stimmen der damals besonders im deutschen Süden aufblühenden Mystik hören wir die Meinung des Klausners Walthers von der Vogelweide. In den Dienst des Kaisers stellt sich die moderne Lehre von dem weltlichen Staat und der ihm inkorporierten Kirche, und in den denkwürdigen Beschlüssen der deutschen Kurfürsten zu Rense und Frankfurt 1338 scheint sich die Säkularisierung und Nationalisierung des deutschen Kaisertums zu vollziehen.

Aber diese Urkunden sind nun doch nicht die Anfänge einer neuen Entwicklung geworden, sie erscheinen nur als ein letzter Nachhall des staufischen Reichsgedankens. Das lag nicht nur an der Person Ludwigs,

sondern auch an der Sache selbst. Denn jetzt veränderte der Kaisergedanke seine Stellung zu dem Leben der Nation. Bei den Ottonen hatte er für die nationale Zusammenfassung vorgehend und beschleunigend gewirkt, bei den Staufern war er als der wahre Ausdruck dieser Zusammenfassung erschienen, jetzt wurde er ein Hemmnis für die staatliche Gestaltung der deutschen Wirklichkeit.

Die ganzen Spekulationen der Theorie sind damals der Ausbildung des staatsmännischen Denkens und staatsmännischer Persönlichkeiten noch viel weniger zugute gekommen, als etwa die idealistische deutsche Staatsphilosophie des 19. Jahrhunderts. Sie haben nur Gedanken und Menschen über die Wirklichkeit getäuscht oder von ihr abgezogen. Was man brauchte, war zunächst eine klare Umschreibung der Stellung, die der deutsche Herrscher jetzt als das freigewählte Haupt einer ständischen Aristokratie zu dieser einnahm, also zunächst eine Auseinandersetzung zwischen Kaiser und Reich, sodann ein Bewußtwerden des Verhältnisses von Reich und Nation.

Die erstere erfüllt unsere Verfassungsgeschichte im 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Sie gipfelt in dem fast dramatischen Ringen zwischen dem Führer der ständischen Partei, dem Mainzer Erzbischof Berthold von Henneberg, und dem Kaiser Maximilian. Der Kampf blieb unentschieden. Weder gelang es den Ständen, sich als Reichsregiment an die Spitze des Reichs zu stellen, noch gelang es dem Kaiser, sie dauernd unter sich zu bringen. Kaiser und Reich wurden zwei selbständige, nebeneinanderstehende Gewalten, deren Ziele sich immer deutlicher voneinander entfernten. Die Interessen der Nation waren bei beiden gemischt mit solchen, die über und unter dem Nationalen lagen. Wollten die Stände vor allem den alten Wunsch des deutschen Volkes nach besserer Handhabung von Friede und Recht erfüllen, während sie alle Machtfragen des Reiches nur nach Rücksichten ihres fürstlichen oder städtischen Egoismus beurteilten, so konnte Maximilian seine habsburgische Großmachtspolitik doch nicht bloß zum Scheine mit dem Schilde der Reichsinteressen decken. Mag man es rückschauend als eine zweifellose Schädigung Deutschlands betrachten, daß damals die alte Kaiserpolitik noch einmal in der neuen Form der dynastischen Länderanhäufung dem Weltreich zutrieb, man wird nicht leugnen können, daß sie einen Teil ihrer Kraft aus den unverlorenen Erinnerungen an die alte Kaiserherrlichkeit zog. Maximilian war populär, die ständischen Reformer waren es nicht. Und jene Erinnerungen

bekamen gerade damals eine neue Bedeutung durch die Arbeit des deutschen Humanismus. Kaum der italienischen Schule entwachsen, wandte er sich mit jugendlichem Eifer der Erforschung und Neubelebung der deutschen Vergangenheit zu und schuf in kurzer Zeit einen völlig neuartigen Patriotismus. Die großen Gestalten der staufischen, dann der salischen Kaiser werden gegen die Verunglimpfungen der italienischen und päpstlichen Geschichtschreiber gerettet, damals erhält der Investiturstreit seine nationale Färbung, man nimmt den Kampf gegen die Franzosen um Karl den Großen als deutsche Persönlichkeit, den schon das 14. Jahrhundert geführt hatte, mit stärkeren Waffen wieder auf, und als nun die Schriften des Tacitus, die Germania zuerst, dann die Annalen und Historien wieder entdeckt werden, da ist nicht nur der Weg zu den Anfängen des deutschen Volkstums wieder eröffnet, auch die fast völlig vergessene Gestalt des Arminius tritt nun hervor. Es ist Ulrich von Hutten, der ihn zuerst als nationalen Helden feiert und ihm seinen Platz anweist unter den Vorkämpfern der deutschen Freiheit.

Nicht leicht ist in unsrer Geschichte in gleich kurzer Zeit eine größere Vermehrung der Inhalte des nationalen Bewußtseins erfolgt. Natürlich, daß sie zunächst der Reichs- und Kaiseridee zugute kommt. Ja, diese zieht aus dem Humanismus eine neue Begründung ihres universalen Charakters. In dem Augenblick, wo auch die Völkerwanderung wieder in die nationale Entwicklung einbezogen wird, ist es möglich, das Herrscherrecht des Kaisertums über die Völker herzuführen aus der Ausbreitung der germanischen Herrenvölker über Europa. Damit ist dem Kaisertum eine neue, die völkische Begründung gegeben, die in veränderten Formen weitergewirkt hat bis in unsere Tage.

Aber je phantastischer sich solche Gedanken erhoben, desto größer wurde ihr Abstand von der tatsächlichen Entwicklung Deutschlands. Diese Entwicklung ist nicht Rückgang der nationalen Kräfte, aber eine stets wachsende Zersplitterung. Hatte sich schon längst der hohe Adel des Reichs als selbständige Macht neben das Königtum gestellt, so waren jetzt die Kräfte des Bürgertums zu ebensolcher Selbständigkeit emporgewachsen. Und es ist das eigentliche Verhängnis der deutschen Geschichte, daß in einer Zeit, wo in Spanien, Frankreich und England die Monarchie ihren Bund mit dem Bürgertum schließt und so den nationalen Staat begründet, dies bei uns unterblieben ist. Immer stärker wurde der Abstand zwischen der Reichsform und dem Leben

der Nation. Das bürgerliche Zeitalter unserer Geschichte, das auf das geistliche und ritterliche folgt, ist nur ein Kulturzeitalter, das politische Erbe des Rittertums hat das Bürgertum nicht angetreten. Die Städtebünde des Südens bleiben partikulare Bildungen und werden schließlich vom Königtum preisgegeben, von den Territorialgewalten überrannt. Ihre Truppen fochten unter dem Reichsbanner, aber sie fochten nicht für das Reich. Die Hanse aber wächst aus dem Reiche heraus, wie einst die niederdeutsche Kolonisation aus ihm herausgewachsen war, und mochten die deutschen Kaufleute, die der Hanse im Auslande den Weg bahnten, sich schon im 10. Jahrhundert die „Leute des Kaisers“, im 13. die „Kaufleute des Römischen Reichs“ nennen, Kaiser und Reich haben ihnen nicht zur Blüte verholfen und sie nicht dem Reiche.

Wenn trotzdem die Zeiten der Blüte der Hanse später Männern wie Justus Möser und auch noch Fichte als die eigentlichen Glanzzeiten deutscher Geschichte erschienen sind, wenn der junge Treitschke die Geschichte der deutschen Städte etwas durchaus Patriotisches nannte, so liegt das in ihrer Bedeutung für die Ausbreitung des deutschen Wesens. Die Hanse hat nicht kolonisiert wie die griechischen Städte, sie hat nur Kaufleute hinausgeschickt, und ihre Interessen sind ausschließlich kommerziell gewesen. Aber diese Kaufleute haben sich immer nur die „Deutsche Hanse“ genannt, sie haben das Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit als Deutsche überall mit hingenommen und es in einer herrischen Abgeschlossenheit, wie nur heute die Engländer, behauptet. Sie haben ihre Sprache als Diplomatensprache dem ganzen Norden aufgezwungen, und andererseits hat man bemerkt, wie auffallend gering die Kenntnis der Sprachen der wirtschaftlich abhängigen Völker bei den Hansern war. Damit aber haben sie den Grund zu der jahrhundertelangen Herrschaft der deutschen Kultur über den skandinavischen Norden und einen großen Teil des slawischen Ostens gelegt. Und nicht nur hier, auch in den romanischen Ländern finden wir damals eine bis dahin unerhörte Ausbreitung des deutschen bürgerlichen Elements, der deutsche Handwerker und Künstler, der deutsche Buchdrucker und der deutsche Gastwirt finden ihr Brot in der ganzen Welt.

Hand in Hand mit dieser Ausbreitung des deutschen Wesens geht nun aber eine weitere Vertiefung des deutschen Typus durch die bürgerliche Kultur. In diesem Sinne kann man sie wohl als die erste rein nationale bezeichnen. Halten wir sie gegen die ritterliche

unsrer eigenen Geschichte, so sehen wir: die deutsche Persönlichkeit hat an Fülle und Vielseitigkeit, Eigenständigkeit und Vertiefung um ein bedeutendes gewonnen; halten wir sie gegen die gleichzeitige Entwicklung in Italien und Frankreich, so sehen wir: die deutsche Persönlichkeit hat sich in demselben Maße demokratisiert, wie sich die italienische und französische aristokratisiert hat. Das deutsche Bürgertum ist jetzt schon, in seiner Kulturbedeutung genommen, die Nation.

Diese Kultur ist auch in ihrem Gewande deutsch. Die lateinische Sprache ist nicht nur aus der Literatur im engeren Sinne so gut wie verschwunden, sie hat auch in den Urkunden und Rechtsaufzeichnungen sowie in der Geschichtschreibung erhebliche Einbußen zugunsten des Deutschen erlitten. Auch hier können wir nicht nur von einer Ausbreitung des deutschen Schrifttums, sondern auch von einer Vertiefung seines Gehalts sprechen. Die Predigt und zumal die mystische Betrachtung haben die Fähigkeiten der deutschen Sprache, die Erscheinungswelt zu erfassen und Geistiges auszudrücken, gleichmäßig gesteigert.

Auch in diese Kulturbewegung hat dann der Humanismus eingegriffen, hemmend und fördernd zugleich. Hemmend, indem er den deutschen Dingen wieder das fremde Gewand anzog, fördernd, indem er den deutschen Menschen ihre kulturelle Eigenart zu vollem Bewußtsein brachte und sie darauf stolz machte. Die eben damals ganz frisch entdeckte Germania des Tacitus kam ebenso sehr dem schon vorher sichtbaren Zug zur Sittenschilderung überhaupt wie dem Drange nach fester Umschreibung eines idealisierten Nationalcharakters entgegen. Und nun entsteht eine ganze Literatur, die die von Tacitus gerühmten germanischen Eigenschaften der Tapferkeit, Treue, Einfachheit und Keuschheit bei den deutschen Zeitgenossen wiederzufinden sucht oder sie ihnen, wo sie vermißt werden, als nationale Forderungen vorhält, während die Schilderung der Rauheit des alten Germaniens und der literarischen Unkultur seiner Bewohner zu stolzen Gegenüberstellungen der Fortschritte der Gegenwart Anlaß gibt.

So gewinnt der Begriff der deutschen Nation immer mehr Fülle und Bestimmtheit, und es ist kein Zufall, daß er damals auch im offiziellen Sprachgebrauch neben den des Römischen Reichs zu treten beginnt. Auf den Universitäten und Konzilien, wo man zunächst von einer deutschen Nation spricht, ist das freilich noch kein völkischer Begriff. Dort hängen ihm die westlichen Slawen, die Ungarn, die Skandinavier an, auch dies ist immerhin eine auch unserm Zusammenhang

bemerkenswerte Tatsache. Die Beschränkung des Begriffs auf das Gebiet der „deutschen Zunge“ erfolgt in den kirchenpolitischen Kämpfen zur Zeit des Basler Konzils. Damals fühlt die „deutsche Nation“ die besondern Beschwerden, die ihr inolge des Versagens der Reichsgewalt aus ihrem Verhältnis zur Kirche erwachsen sind. Der Versuch, diese Beschwerden durch die selbständige Annahme eines Teiles der Basler Reformgesetzgebung zu beseitigen, mißlingt, aber nun bleiben die „*Gramina* der deutschen Nation gegen den römischen Stuhl“ eine ständige Rubrik deutscher Reichstage. Immer häufiger spricht man nun überhaupt davon, daß man „teutscher Nation Notdurft“ wahren wolle. Ersichtlich hat das Wort den Sinn bekommen, daß es neben dem universal gebliebenen Begriff des Römischen Reichs den Volkszusammenhang bezeichnen soll, wie ihn Sprach- und Kulturgemeinschaft geschaffen haben.

Es sieht aus, als wolle er sich auch zu einem politischen Zusammenhang erheben. Das Volkslied zeigt das Zusammenwachsen der partikularen Interessen. Nicht zufällig ist es, daß es sich damals zuerst an die „werten Deutschen“, die „werte deutsche Nation“ wendet. Auch von dieser Seite her gesehen scheinen die Kräfte der Nation in einer gewaltigen Bewegung begriffen. Die kriegerische Raftlosigkeit Maximilians, die Experimente am Reichskörper, die Streitigkeiten in der Kirche und um die Kirche, der Kampf der kleinen und großen Gewalten im Innern haben sie gleichmäßig bis in ihre Tiefen aufgewühlt. Überall herrscht die Erwartung, daß etwas Neues kommen müsse. Man hat bemerkt, daß diese Erwartung überwiegend pessimistisch und düster gewesen sei. Das ist richtig, soweit Reich und Kirche in Betracht kommen, hier sieht man überall Verlust, Unordnung, Verderbnis. Aber daneben steht das Gefühl von der ungebrochenen Kraft der Nation, das sich jetzt in alle Stände verbreitet hat, und eine unitarische Tendenz in der Gesamtstimmung, die in merkwürdigstem Gegensatz zu der tatsächlichen politischen und sozialen Zerklüftung steht.

In diese Gärung hinein tritt Luther und die Reformation. Luther ist nicht aus nationalen Gründen zum Reformator geworden. Er ist weder aus der Entwicklung des nationalen Bewußtseins noch aus der einer mittelalterlichen „*Laien*kultur“ zu erklären; in ihm erreicht vielmehr, wie Rudolf Sohm es ausgesprochen hat, ein recht eigentlich kirchliches Problem seine Spitze, das Problem des Mönchtums mit seiner Frage: Wie kann ich es machen, daß ich nur Gott diene? Man

hat gemeint, im 8. Jahrhundert wäre ein Mensch mit ähnlicher Seelenveranlagung ein Bonifatius, im 11. ein Gregor VII. geworden. Und daran ist viel Wahres. Aber daß Luther die Verbindung Deutschlands mit Rom, die Bonifatius geknüpft hatte, gesprengt hat, daß er die Hierarchie, die Gregor VII. begründet hatte, erschüttert hat wie keiner vor ihm, das ist nur dadurch möglich geworden, daß er in sich jene individualistische Steigerung des mönchischen Ideals durchmacht, die wir für das ganze Gebiet der bürgerlichen Kultur als charakteristisch erkannten, und ferner dadurch, daß die nationalen Kräfte nun weit genug emporgewachsen waren, um ihn zu ergreifen und von ihm ergriffen zu werden.

Es ist für die Erkenntnis seines Wesens und Wirkens wichtig, festzuhalten, daß dies verhältnismäßig spät geschah. Erst bei seinem Herausreten aus der Klosterzelle, nach Abschluß des ganzen großen inneren Prozesses, der ihn von den Zweifeln an dem willkürlichen Gott und dem Ringen um die Genugtuung zu der Entdeckung der Rechtfertigung durch den Glauben allein geführt hatte. Was nicht auf dieser Straße seiner Seelentämpfe lag, hatte ihn kaum berührt. Aber der Anschlag der Thesen reißt ihn in die Welt, der Augsburger Reichstag von 1518, wo er sich vor Kajetan verantworten soll, in das politische Leben der Nation. Die Leipziger Disputation führt ihm den Humanismus zu. Hutten sieht in Luther den Bannerträger in dem nationalen Kampfe gegen Rom, er gewinnt den abenteuernden Sängern für Luthers Sache und ruft Luther selbst auf zum Kampfe für die unterdrückte Freiheit, für das gemeinsame Vaterland. Und Luther, der seit dem Augsburger Reichstag mit zögerndem Staunen, aber doch mit immer wachsender Freude gesehen hatte, wie sich die Nation seiner Sache bemächtigt hatte, ergreift jetzt seinerseits die Sache der Nation. Die gewaltigste seiner Reformschriften von 1520, das Büchlein „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung“, ist aus dieser Stimmung heraus geschrieben.

Die Schrift war ebenso ein nationales wie ein kirchliches Reformprogramm, sie ruhte ebenso auf den Forderungen, die sich aus Luthers eigener Entwicklung ergaben, wie auf den „Gravamina der deutschen Nation“, wie auf der antirömischen Polemik der Humanisten. Sie rechnete für die Durchführung ihrer Vorschläge nicht mehr auf das geistliche Wesen, sondern auf den Adel deutscher Nation und den Kaiser. Denn auch für Luther wie für das ganze deutsche Volk ist Karl V. da-

mals eine nationale Hoffnung, seine Wahl war trotz ihres schmähhchen Hergangs als ein Triumph der deutschen Sache empfunden worden.

Der Reichstag zu Worms hat diese Hoffnungen zerstört, das Wormser Edikt war, wie Bezold sagt, Karls Absagebrief an die deutsche Nation. Der Held der Nation wurde Luther. Von ihm erhofft man, wie uns die Flugschriftenliteratur der nächsten Jahre zeigt, nicht nur die religiöse, sondern auch die politische und soziale Erneuerung Deutschlands. Das Reich Wolfaria wird kommen, wie es der Franziskaner Eberlin von Günzburg schildert. Aber man hofft doch immer noch gläubig auf Kaiser und Reich. Auch wo man zur Gewalt schreitet, möchte man sich mit ihrem Namen decken. Das sieht man schon im Ritteraufstand Sickingens, noch deutlicher dann im Bauernkrieg, wo zum letztenmal der Ruf nach einem sozialen Kaiser erschallt und aus den Kreisen der fränkischen Bauernschaft jene merkwürdigen Reichsreformprojekte hervorgehen, in denen man, freilich übertreibend, den längst vergessenen Vorläufer unserer späteren Reichsverfassung hat sehen wollen. Aber dafür bleiben diese Dinge ein charakteristisches Zeugnis, wie tief sich jetzt die Vorstellung von dem Kaiser als dem Retter aus aller Not in den Herzen des Volkes eingegraben hatte. Es ist das Verhängnis unserer sozialen Entwicklung geworden, daß auch jetzt die kaiserliche Gewalt, die sich über den Gegensätzen der Herren und Bauern erhoben hätte, nicht zu finden war.

Aber auch Luther hörte damals auf, der Held der Nation zu sein. Er hatte seine Sache schon früh von der der Ritter wie der Bauern getrennt. Er wollte nicht, daß dem Evangelium mit dem Schwert eine Öffnung gemacht werde, und er wollte ebensowenig, daß sich der wütende Pöbel, der „herr Omnes“, mit dem Schilde des Evangeliums decke. Er hat damit die religiöse Frage aus dem Chaos der sozialen Revolution gerettet, aber er hat dafür einen teuren Preis gezahlt. Indem er unter dem Eindruck dieser Revolutionen seinen Gemeindebegriff einzubauen suchte in die vom Landesfürstentum abhängige landeskirchliche Organisation, hat er die Sache der Reformation, wie Bezold sagt, untrennbar verknüpft mit der „deutschen Libertät“, d. h. mit dem deutschen Partikularismus. Und damit war zweierlei gegeben: erstens, daß alle Versuche, die evangelische Bewegung als eine speziell nationale zu erhalten, scheitern mußten, und zweitens, daß der Protestantismus, wenn ein Kaiser wie Karl V. an dem alten Begriff des Imperium Romanum et catholicum festhielt, eines Tages vor die

Frage gestellt werden mußte, ob Römisches Reich und Deutsche Nation noch zusammen bestehen könnten. Die Krisis, die auch Luthers Lehre vom leidenden Gehorsam nur hatte aufhalten, nicht verhindern können, setzt ein mit dem Augsburger Reichstag von 1530, als Karl V. die Bekenntnisschrift der Protestanten verwarf und, im Glanze der neuen Kaiserkrone sich als Schiedsrichter der Kirche fühlend, die Rückkehr der Protestanten zur alten Kirche befahl. Den Durchbruch bringt der Schmalkaldische Krieg, und wieder zeigt das Volkslied den Wandel der Auffassungen. Was sich vorher nur schüchtern und stellenweise hervorwagt, daß man die Herrschaft des Spaniers Karl und seines Bruders Ferdinand als Fremdherrschaft empfindet, das wird jetzt ein Schlachtruf der Evangelischen. „Kein Walch soll uns regieren, dazu auch kein Spaniol“, ruft ein Trutzlied.

Der Schmalkaldische Krieg mit seinen Folgen hat die politische und konfessionelle Trennung des Reichs unwiderruflich gemacht. Und wenn auch die Reformation das Reichsgefüge nicht erst zu sprengen brauchte — das war längst geschehen — und andererseits, wie man richtig hervorgehoben hat, die innere und äußere Macht des Reichs nach 1555 nicht wesentlich geringer war als bisher, das Gefühl, daß es ohne Kaiser und Reich gehen könne und gehen müsse, hat doch die Reformation für einen großen Teil der Nation erst begründet und dauernd gemacht. Man begreift, daß auch maßvolle Beurteiler gemeint haben, damals, 1547, sei der Entschluß Karls V., lebend oder tot Kaiser zu bleiben, auch eine deutsche Tat gewesen.

So hat also die erste große nationale Bewegung unseres Volkes geendet mit der Zertrümmerung seines alten staatlichen Zusammenhangs. Und doch knüpft ein großer Teil der dann folgenden Neuentwicklung der Nation an die Reformation an. In diesem Sinne darf man sie mit dem schönen Ausdruck Heuslers die geistige Zwillingsschwester des mittelalterlichen Kaisertums nennen. Wie dieses, war sie hervorgegangen aus dem idealistischen Drange einer nicht in feste Grenzen geschlossenen Volkskraft, und wie wir als das Ergebnis der Kaiserzeit den ersten vollständigen Ausdruck der deutschen politischen Persönlichkeit bezeichnet haben, so hat die Reformation ihre eigentliche Bedeutung in der vollständigen Ausprägung des kulturellen Bewußtseins der deutschen Nation. Und diese Bedeutung geht über die Schranken der Konfession hinaus. Sowohl die Dogmatisierung des Staates als ihr Widerspiel, der deutsche Individualismus, der die Staat-

losigkeit der Urzeit auf höherer Stufe erneuert, haben hier ihren Ursprung. Aber dazu noch ein weiteres.

Ich meine, die größte Bedeutung Luthers für die Nation liegt darin, daß er den deutschen Charakter dauernd auf die Frömmigkeit gegründet hat. Wie die politische Geschichte des alten Reichs sich in den Formen abspielt, die ihr die Kirche geboten hatte, so hat die geistige Entwicklung der deutschen Neuzeit sich auf der Religion erhoben. Das hat uns zunächst ein theologisches Zeitalter mit seiner ganzen Enge und Verkümmern gebracht. Dann aber ist es gelungen, die theologischen Fragen, und zwar bei beiden Konfessionen, zu den Grundfragen des menschlichen Daseins überhaupt auszuweiten. Wenn man es für unsere neueste Entwicklung etwa im Gegensatz zu der angelsächsischen charakteristisch gefunden hat, daß die Kirche als solche so stark aus dem geistigen Leben der Nation ausgeschaltet sei, so ist ebenso sicher, daß kein Volk mehr dazu neigt, alle Fragen seines Lebens als Fragen eines inneren Glaubens zu betrachten, als das deutsche. Das aber hat mit der Reformation seinen Anfang genommen.

II. Die Zeiten der Neubildung der Kultur- nation und der nationalen Staatsbildung.

1. Die Neubildung der Kultur- nation.

Und doch liegt in der Reformationszeit der große Bruch unserer Staats- und Volksentwicklung, über den wir jahrhundertlang nicht hinweggekommen sind. Es war das Verhängnis der Reformation geworden, daß sie mit den von unten heraufdrängenden Kräften des sozialen und politischen Lebens der Nation nicht zu einem Bündnis hatte gelangen können. So hat sie die Obrigkeitskirche und den Obrigkeitsstaat geschaffen. Sie tat damit nur, was in den westlichen Ländern die Renaissance bewirkt hat. Aber sie ist nirgendwo zu reinen Lösungen gelangt. Der Staat der Reformation sollte weltlich sein und blieb doch theologisch, die Kirche sollte die Freiheit des Christenmenschen verwirklichen und blieb doch Pastoren- und Konsistorialkirche. Aber vor allem, das Gesamtleben der Nation blieb an die alten vorreformatorischen Formen gebunden. Noch bildete man sich ein, in einem Reiche zu leben, das ein Staat sei, noch glaubte man an die Fortdauer des alten breiten und kräftigen Volkstums, wie es die Humanisten zuerst

begriffen, die Reformation selbst in großartiger Weise gezeigt hatte.

Fragen wir zunächst nach den Veränderungen in der geistigen Verfassung der Nation, so darf man sich hier durch das Fortleben der alten Formen, in denen sich der Volksgeist ausdrückt, nicht täuschen lassen. Noch stehen uns scheinbar in Volkslied und Flugschrift Zeugnisse in Fülle zur Verfügung, aus denen wir wie bisher das Volksempfinden ablesen können; der Raub Straßburgs von 1681 hat in beiden den lautesten Widerhall gefunden. Aber es ist doch in dieser Literatur ein ganz anderer Ton als in den Erzeugnissen der Reformationszeit. Gewiß, auch da wird es selten der Bauer selbst gewesen sein, der als Karsthans oder Bauer von Werd zu uns spricht, und nicht jedes Landsknechtslied hat auch ein Landsknecht gedichtet, auch wenn er es in dem Schlußvers vielleicht ausdrücklich versichert. Oft werden die Schreiber und Meßpfaffen, die damals soviel im Lande umherfuhren, auch hier, wie in den Zeiten der Vagantenpoesie, die Schöpfer wie die Gestalter der öffentlichen Meinung gewesen sein. Aber was sie ausdrücken, das ist doch ein wirkliches Gemeinschaftsbewußtsein, sie reden zum mindesten aus dem Gefühl innerster Gemeinschaft mit den Personen, deren Maske sie tragen.

Das ist bei den Erzeugnissen des 17. und 18. Jahrhunderts nicht mehr so. Aus den Flugschriften sind Staatschriften geworden, fast alle sind halbgelehrtes Fabrikat, sie wissen schon viel zu viel von dem diplomatischen Getriebe, oder wollen es wenigstens wissen, als daß sie die Volksstimmung wiedergeben könnten. Es ist viel mehr „ein Kampf um die öffentliche Meinung, die man beeinflussen will, als diese Meinung selbst“. Die Verfasser sind Staatsmänner und Gelehrte von hohem Rang, Leibniz, der österreichische Gesandte Spinola, einer der glänzendsten Publizisten jener Zeit, die Fürsten selbst, wenn sie schriftstellerische Fähigkeiten haben. Dabei versteht man vortrefflich auf dem Instrument der nationalen Empfindungen zu spielen, wenn man glaubt, damit etwas auszurichten. „Ehrlicher Teutscher,“ sagt eine Flugschrift von 1658, die aus der nächsten Umgebung des Großen Kurfürsten stammte, „dein edles Vaterland war leider bei den letzten Kriegen unter dem Vorwand der Religion und Freiheit gar zu jämmerlich zugerichtet. Wem noch einig teutsch Blut um sein Herze warm ist, muß darüber weinen und seufzen. — Was sind Rhein, Weser, Elbe und Oderstrom nunmehr anderes als fremder Nationen

Gefangene.“ Und die Schrift schließt mit dem berühmt gewordenen Ausruf: „Bedenke, daß du ein Deutscher bist.“ Aber gerade die brandenburgische Politik war berüchtigt wegen ihrer plötzlichen Schwankungen: „Wer im Gewinn ist, mit dem halt ich's“, läßt eine Flugschrift den Brandenburger 1671 sagen, und die Ereignisse des schwedisch-polnischen wie dann des holländischen Krieges schienen dem recht zu geben.

Mit dem Volkslied ist es ähnlich. Noch singen die Soldaten, wie früher die Landsknechte; so schöne Lieder wie das von Prinz Eugen, dem edlen Ritter, sind damals entstanden. Aber die Soldaten sind nicht mehr die Landsknechte, sie sind nicht ein Auszug der Nation, der sich als die Nation selbst fühlt, sie sind ein sich immer stärker abschließender Stand, der, wie seine Gesetze, so auch sein Leben nicht mehr aus sich selbst, sondern von oben herab erhält. So dürfen wir sagen, daß die deutsche Nation in dieser Periode überhaupt nicht mehr spricht, wie sie nicht mehr handelt. Es gibt keine gemeinsamen Angelegenheiten mehr, die sie als Ganzes in Bewegung setzen könnten. Die Deutschen sind „Privatmenschen“ und Philister geworden. An Stelle des kraftstrotzenden Volks der Reformationszeit sehen wir eine bedientenhafte Masse, an Stelle der alten *superbia Teutonicorum*, von der das ganze Mittelalter zu sagen weiß, tritt immer mehr die deutsche Hundedemut, die nachgehends so vielen Vaterlandsfreunden Tränen des Zorns in die Augen getrieben oder die Geißel der Satire in die Hand gedrückt hat.

Die deutsche Kultur ist passiv geworden. Sie hat die alte Fähigkeit, fremden Bildungsstoff sich innerlich anzueignen, die wir noch in der Reformationszeit bei Hans Sachs und Fischart bewundern, verloren. Die „nationale Selbstentäußerung“ ergreift zunächst, und zwar schon vor dem großen Kriege, die Formen des geselligen und literarischen Lebens. Die mit fremden Flittern überladene Sprache ist das rechte Abbild des dem Fremden dienstbar gewordenen Geistes der Nation. — Hier rächt es sich nun noch einmal, daß das deutsche Dasein in ständische Bildungen ohne Zusammenhang unter sich auseinandergefallen war; wie im politischen Leben, so sollte auch im geistigen der Stoff bei uns schwerer als irgendwo anders zu seiner Form gelangen.

Aber hier hat früher wie auf dem politischen Gebiete eine Gegenbewegung eingesetzt, die schließlich auch für die politische Entwicklung selbst wichtig geworden ist. Man ist im Zweifel, wie weit die Abneigung des Deutschen gegen das französische Wesen zurückgehe. Auch hier gilt es jedenfalls Stufen einer Entwicklung zu unterscheiden. Der

„Erbfeind“ ist Frankreich erst für die Deutschen der Befreiungstriege geworden, aber der Unterschied deutscher und „welscher“ Art wird doch schon im Mittelalter empfunden, freilich solange das Deutschtum im Vordringen war, peinlicher von den Franzosen als von den Deutschen. Die erste Wandlung mag eingetreten sein, als die französischen Anjous in Italien das Erbe der Staufer antraten und die französischen Könige ihren Einfluß in Rom an Stelle des deutschen setzten. Dann hat Maximilian die Gefühle auf deutscher Seite geschärft, bei der Kaiserwahl von 1519 sehen wir sie eine Rolle spielen. Aber die für die Folgezeit bestimmende Entwicklung ist doch erst in unserer Periode erfolgt. Ludwig XIV. hat damals dem deutschen Nationalgefühl den unschätzbaren Dienst erwiesen, die alte Abneigung gegen die Franzosen auf seine Person zu konzentrieren. Das Räuberische seines Vorgehens, seine Vertretung des Absolutismus und der *ratio status* sind in Deutschland gleichverhaßt. Und man erkennt sehr wohl den Zusammenhang zwischen der politischen, der wirtschaftlichen und der kulturellen Vorherrschaft Frankreichs. Aber während es auf dem Gebiete der Politik und der Volkswirtschaft bei ohnmächtigen Plänen bleiben mußte, ist man auf kulturellem weiter gelangt.

Gewirkt hat hier zunächst die Satire, die von Grimmelshausen, Moscherosch, Schuppius, Lauremberg und Logau bis auf Rabener und Kästner, freilich mit immer niedriger gesteckten Zielen, das Alamodewesen, die Auslandsucht der damaligen Deutschen in allen Tönen verspottet. Aber noch wichtiger wurde das Fortleben der aus dem Humanismus geborenen Vorstellungen von der Größe der deutschen Vergangenheit. Sie erfüllen schon ganz die „Wunderlichen und wahrhaftigen Gesichte“ Philanders von Sittewald, die der Elsässer Moscherosch um 1670 erscheinen ließ. Da muß sich Philander auf der Burg Geroldseck vor einem Gerichtshof der alten deutschen Könige Ariovist, d. i. Ehrenvest, Armin, Wittekind u. a. den Text lesen lassen über seinen fremdländischen Namen, seine fremdländische Tracht und Sprache, und sich hinweisen lassen auf das Beispiel der alten, lobwürdigen deutschen Helden, wie sie Tacitus, aber vor allem Aventin geschildert hat.

Moscherosch aber ist nicht vereinzelt, neben ihm finden wir eine ganze Reihe von Männern, die das Lob der deutschen Urzeit oder wenigstens der „uralten teutschen Heldensprache“ singen. Ja, man kann sagen, es ist geradezu Stil der Zeit, von der alten ehrlichen Teutschheit zu reden. Man sieht das in den Flugschriften, wo Ludwig XIV

mit Marbod verglichen wird, dem man einen neuen Arminius entgegenstellen müsse. Auch die beiden Schlesiſchen Schulen ſind in dieſer Weiſe national gerichtet, und von Lohenſtein haben wir einen „dem Vaterlande zu Lieb“ verfaßten didleibigen Roman Arminius von 1689.

Mit dieſem „Barockpatriotismus“, wie ihn Erdmannsdörffer genannt hat, hängen auch die ſo wichtigen Beſtrebungen der ſprachreinigenden Geſellſchaften, der Fruchtbringenden Geſellſchaft, des Palmenordens, der Pegnißſchäfer zuſammen. Sie haben höhere Erfaffung bei Leibniz gefunden, der 1679 in ſeinen Ermahnungen an die Deutſchen, ihren Verſtand und Sprache beſſer zu üben, eine deutſchgeſinnte Geſellſchaft, d. h. eine deutſche Akademie vorſchlug. Und die Berliner Akademie, die Kurfürſt Friedrich III. dann, den Anregungen Leibnizens folgend, ins Leben rief, ſollte nach ſeinem ausdrücklichen Wunſche eine „Teutſch geſinnte Societät der Scientien“ ſein und die Kultur der deutſchen Sprache üben, oder, wie die Gründungsurkunde vom 11. Juli 1700 ſagte, die „uhralte, teutſche Hauptſprache in ihrer natürlichen, anſtändigen Reinheit und Selbſtändigkeit erhalten“.

Aber wir ſehen gerade aus dieſer Weiterführung der Bewegung, wie weit dies alles von wirklich volkstümlichen Beſtrebungen entfernt iſt. Die Zukunft der deutſchen Nationalentwicklung lag, wenigſtens was die Kultur betraf, gegen Ende des 17. Jahrhunderts nicht mehr beim Volke, ſie lag auch nicht bei den Höfen — dem „deutſchliebenden“ Hofe Friedrichs III. von Brandenburg folgte der banauſiſche Friedrich Wilhelms I. und dieſem der franzöſiſche Friedrich des Großen —, es waren die literariſch intereſſierten und da zunächſt die gelehrten Schichten, welche, wenn auch auf wunderbaren Umwegen, den nationalen Gedanken zu neuer Blüte brachten.

So haben wir es alſo für mehr als ein Jahrhundert nach dem Dreißigjährigen Kriege in der Entwicklung des deutſchen Nationalbewußtſeins faſt nur mit geiſtesgeſchichtlichen Vorgängen zu tun. Es iſt zunächſt die große Welle der Aufklärung, die auch in Deutſchland neue Bewegung ſchafft. Aber ſie iſt bei uns anders verlaufen wie in ihren Urſprungsländern, den Niederlanden und England, auch anders wie in ihrem zweiten Vaterlande, in Frankreich.

Ihr Repräſentant und Heros iſt Leibniz und ſchon er zeigt alle Eigentümlichkeiten der deutſchen Bewegung. Sein polyhiſtoriſcher Uni-verſalismus, ſeine konſervative Trennſucht in Politik und Religion, die Theorien des organiſchen Aufbaus und der Theodicee ſind ebenſo viele

Übertragungen aus der deutschen Entwicklung der Vorzeit. Leibniz ist der erste Deutsche, der die Widersprüche dieser Entwicklung durch einen Gedankenprozeß aufzuheben sucht.

Die Wirkung der Aufklärung auf die Nation war zunächst die, daß sie die Trennung teilweise wieder aufhob, welche die konfessionelle Spaltung im Geistesleben der Nation geschaffen hatte. Indem sie schließlich ziemlich gleichmäßig in katholische und protestantische Territorien eindrang, schuf sie wiederum die Atmosphäre einer gemeinsamen Bildung, wie sie bis zur Reformation bestanden hatte, freilich jetzt nur für eine dünne Oberschicht der Nation.

In politischer Hinsicht dagegen hat die Aufklärung nur konservierend auf die verrotteten Zustände der Gesamtverfassung gewirkt, denn indem das aufgeklärte Fürstentum gerade in Deutschland eine Reihe ausgezeichneter Vertreter aufwies, bekam die Staatsgewalt der Territorien einen neuen Inhalt, und indem die Beglückungsbestrebungen dieser Fürsten die Untertanen ganz anders wie bisher in ein persönliches Verhältnis zum Fürsten setzten, fand der alte Servilismus eine neue Rechtfertigung. Es ist doch kein Zufall, daß wir eben jetzt von einem preußischen, bayerischen, sächsischen, österreichischen „Nationalgeist“ zu hören beginnen. Allerdings lagen hier die Möglichkeiten zur Bildung von „Staatsnationen“ innerhalb Deutschlands, aber national wirksam geworden sind sie doch nur in Preußen und auch da, wie wir sehen werden, unvollkommen genug. Für die andern deutschen Staaten blieb es bei Anfängen, die erst unter der Herrschaft des Beamtentums im 19. Jahrhundert weitergebildet worden sind.

Das eigentliche Gebiet der deutschen Aufklärung ist aber die moralische Verbesserung des Volksgeistes geworden. Neben den Bestrebungen zur Ausbreitung der Vernunft stehen sogleich die zur Schaffung einer neuen Tugend. Die geistreiche Frivolität der Höfe, die überhaupt niemals sehr weite Kreise gezogen hatte, weicht diesen Bestrebungen sehr schnell, und es bildet sich zum ersten Male eine bürgerliche Moral mit dem Anspruch auf Verbindlichkeit für alle Kreise der Nation. Diese Moral bekümmert sich um tausend Einzelheiten, die wir heute dem Gesetzgeber, dem Volkswirt, dem Verwaltungsbeamten zuweisen oder einer Regelung überhaupt nicht für bedürftig halten. Sie bleibt im allgemeinen an diesen Einzelheiten haften, aber da und dort erhebt sie sich doch zu den großen Fragen des nationalen Daseins, sie wird allmählich, wenn auch mit Einschränkungen eigener Art, politisch.

Wir können diese Entwicklung verfolgen an der für diese Zeit charakteristischen Ausdrucksform der öffentlichen Meinung, der periodischen Presse oder, wie man damals sagte, den Wochenschriften. Sie beginnen mit einer vorwiegend wissenschaftlich-moralischen Aufklärung, dann folgt eine ästhetisch-praktische, endlich eine moralisch-politische. Die erste Gruppe vertritt Christian Thomasius, der eigentliche Bahnbrecher der Aufklärung in Deutschland. Sein Ziel ist die feine Bildung für die Deutschen, der Weg dazu noch die unbedingte Nachahmung der Franzosen. Die zweite Stufe bezeichnen die sogenannten moralischen Wochenschriften. Hier tritt dem Einfluß Frankreichs der Englands entgegen. Die Richtung, zu deren Vertretern Bodmer, Breitinger, Brodes und Gottsched gehören, ist für die Neubelebung des deutschen Geschmacks entscheidend wichtig geworden, aber sie ist noch ganz unpolitisch. Man hat bemerkt, daß sich in dem umfangreichen Briefwechsel eines so einflußreichen Mannes wie Gottsched kaum ein oder zwei Äußerungen politischer Natur finden.

Mit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts geht dann auch durch das politische Leben der Nation ein frischer Zug. Die Männer, welche jetzt publizistisch aufklärend zu wirken suchen, sind alle Politiker.

Da ist Schlözer, der von Göttingen aus mit seinem „Briefwechsel“ und seinen „Staatsanzeigen“ die „Publizität“ zu einer neuartigen und bald auch an den Höfen gefürchteten Waffe macht. Da ist in Schwaben Friedrich Karl Moser, der in seinem Patriotischen Archiv für Deutschland einen Reichspatriotismus auf der Grundlage des „alten Rechts“, aber mit der aufklärerischen Vertiefung des Staatsbegriffs versteht. Neben ihm der genialische Schubart, dessen im Wirtshaus und beim Bierkrug ditierte Deutsche Chronik gleichzeitig dem aufgeklärten Despotismus und einem demokratischen Republikanertum huldigt. Vor allem aber Justus Möser, der aus den historischen Antiquitäten des Osnabrücker Ländchens, in denen er lebte, aber auch beeinflusst durch den Anblick Englands die großartige Anschauung von der wirtschaftlichen Größe Deutschlands im ausgehenden Mittelalter gewann und „unter dem Bilde einer modernen Hanse die kühnen Linien eines künftigen Zollvereins zu schauen wagte“.

Wenn also die Politisierung Deutschlands von den moralischen Ideen der Aufklärung aus doch schließlich verhältnismäßig schnell erfolgt ist, so hat daran einen bedeutenden Anteil das Auftreten Friedrichs des Großen. Mit ihm gewann Deutschland, was ihm lange gefehlt hat,

eine politische Persönlichkeit, die Freund und Feind zwang, sich mit ihr zu beschäftigen.

Es ist gewiß eine der merkwürdigsten Tatsachen unserer Geschichte, daß ein Herrscher, der bei allen seinen politischen Handlungen lediglich das Ziel der Vergrößerung und Erhaltung seines Staates hat, mit einmal der Mittelpunkt des patriotischen Interesses in Deutschland wird. Die Schlacht bei Roßbach war doch nicht nur gegen die Franzosen, sondern auch gegen die Reichsarmee geschlagen worden, und doch ist vielleicht seit der Schlacht bei Pavia kein kriegerisches Ereignis so national einheitlich empfunden worden. Und ist es nicht noch bezeichnender, daß Friedrich fast noch größere Popularität als durch die Schlacht bei Roßbach gerade damals durch die Handlung seines Gesandten beim Regensburger Reichstag gewann, des Herrn von Plotho, der den kaiserlichen Notarius Aprill, als er ihm die Reichsacht gegen seinen Herrn kundtun wollte, die Treppe hinabwerfen ließ? Ganz Deutschland lachte dazu, und Goethe erwähnt Plotho und seine Berühmtheit noch bei der Schilderung der Wahl und Krönung Josefs II. von 1765. Man sieht, worauf Friedrichs Popularität beruhte. In eine Welt des Formeltrams und der staatsrechtlichen Lügen war ein Mann getreten, der Kraft zeigte. Das ist es, was Friedrich, genau so wie später Bismarck, die Herzen der Nation gewann, ganz gleich, wie seine Sache war. „Wir waren frißigisch,“ sagt Goethe, „denn was ging uns Preußen an?“

Dennoch begann schon damals auch die eigentümlich absorbierende Stellung Preußens im deutschen Geistesleben, die, seitdem immer fort-dauernd, bewirkt hat, daß die besten Lobredner Preußens und die Hauptzeugen für den Einfluß des preußischen Geistes aus anderen deutschen Stämmen gekommen sind. Gerade damals gewinnen in beständiger Auseinandersetzung mit dem Staate Friedrichs des Großen eine Anzahl neuer nationaler Begriffe Form und Inhalt. 1758 schreibt der Schweizer J. G. Zimmermann seine Schrift vom Nationalstolze, er hat sich aus der Enge schweizerisch-republikanischer Verhältnisse freigemacht und wurde in weiterer Ausbildung seiner Ansichten ein Bewunderer Friedrichs. Unter dem Eindruck der Schlacht von Kunersdorf schreibt der Schwabe Thomas Abbt in Frankfurt an der Oder seine Schrift „Vom Tode fürs Vaterland“, die prosaische Ergänzung zu Lessings Philotas. Friedrich Karls Mosers Schrift „Von dem deutschen Nationalgeist“, 1765 erschienen, ist aus der Abwehr des „von Berlin kommenden Soldatengeistes“ entstanden, der bis auf Uhland und

Friedrich Theodor Vischer den Schwaben den Anschluß an Preußen schwer gemacht hat, aber auch die andere Richtung, die im 19. Jahrhundert in Paul Pfizer und Gustav Rümelin weiterleben sollte, ist damals in Schwaben schon vertreten. Schubart sah in Friedrich das Ideal des weisen Monarchen, dessen bedachtsam fortschreitende Gesetzgebung er andächtig bewundert. Und endlich gab der Sachse Lessing in seiner Minna von Barnhelm der deutschen Literatur das erste Stück von „vollkommenem norddeutschem Nationalgehalt“. Er schuf in Tellheim nach dem Muster des preußischen Offiziers, wie er ihn in Ewald von Kleist kennen gelernt hatte, den Typus eines Stücks neuer Deutschheit, des wortkargen, äußerlich rauhen, aber innerlich zarten, ehrlichen und idealistischen Menschen, wie er dann in Boyen, Clausewitz, Scharnhorst in Erscheinung getreten ist. Und der König im Hintergrund, aber doch eigentlich die Hauptperson, charakterisiert schon durch den epigrammatischen, auch in seiner Reihenfolge so bedeutsamen Ausruf des rehabilitierten Tellheim: „Welche Gerechtigkeit! Welche Gnade!“

Aber diese Wirkung eines kriegerischen und aufgeklärten Despotismus war um so mehr beschränkt, als er nicht in deutscher Kultur wurzelte, ja sich von ihr bewußt abwandte. Er wurde in seiner Wirkung auf das deutsche Geistesleben ergänzt und übertroffen vom Pietismus und der Phantasiebewegung.

Der Pietismus Gellerts schuf den Deutschen, wie Goethe sagte, das Fundament einer sittlichen Kultur, der Klopstocks gab ihnen im Messias ein nationales Epos; vielleicht der stärkste Beweis für die Gründung dieser Kultur auf der Frömmigkeit. Klopstock fand denn auch den Weg zu der eigentlich nationalen Gedankenwelt, freilich in der wunderlichen Vermummung des Teutonismus, aber doch wirksam damals und in den Befreiungskriegen.

Die Phantasiebewegung aber tat mit Herder den großen Schritt zur Erfassung des Völkischen als des Nährbodens aller wahren geistigen, insbesondere aller literarischen Entwicklung. Von dieser ging sie aus, aber sie gelangte bald zu Folgerungen, die über das literarische Gebiet hinausreichten. Schon im Jahre 1765, als einundzwanzigjähriger Mensch, hatte Herder die Frage aufgeworfen: Haben wir noch das Publikum und das Vaterland der Alten? und hatte sie verneint. Wir haben ihr Vaterland nicht, weil bei den Alten die Vaterlandsliebe die höchste moralische Bindung war, bei uns steht über ihr das aus dem christlichen Gemeinschaftsbewußtsein abgeleitete Menschheitsideal, wir

haben ihr Publikum nicht, weil der deutschen Nation wie der äußere so der innere Zusammenhang fehlt, wie der Gemeinsinn, der daran denkt, deutsch zu sein auf eigenem wohlbeschütztem Boden, so die gemeinsame patriotische Bildung. Beides will Herder schaffen, und so vollzieht er eine doppelte folgenschwere Gleichsetzung: das Humanitätsideal ist zugleich das Ideal der wahrhaft deutschen Entwicklung, die deutsche Nation aber ist in ihren Grundeigenschaften, die Mut und Treue heißen, die berufene Trägerin dieses Ideals, wie ihre Sprache der Ausdruck der Wahrheit ist. Sie ist das Volk der Zukunft; während Frankreich im Verfall ist, steigt Deutschland, und einmal werden die letzten die ersten sein. Das sind Gedanken, die hundertfältige Frucht getragen haben. Wir werden ihnen in der Folgezeit oft genug begegnen. Die nächste Wirkung übten sie in Straßburg auf den jungen Goethe.

Diese Wirkung liegt zutage in den Blättern von deutscher Art und Kunst, die Herder im Mai 1773 in Hamburg erscheinen ließ. Von deutscher Art und Kunst wird gesprochen, denn beides gehört für Herder und Goethe zusammen. So spricht denn Herder selbst über Ossian, die Lieder der alten Völker und Shakespear, Mösers steuert ein Stück aus der Vorrede zu seiner Osnabrückischen Geschichte bei, wie Herder rühmte, der ersten deutschen Geschichte, die mit deutschem Kopf und Herzen geschrieben sei, Goethe aber widmet den Manen Erwins von Steinbach einen Hymnus auf das Straßburger Münster. Es ist die erste Rechtfertigung der gotischen Baukunst in unserer Literatur. Die italienischen Humanisten hatten gotisch mit barbarisch gleichgesetzt, die Deutschen dies lange gläubig nachgesprochen. Jetzt nahm Goethe die Sache anders. Diese gotische Baukunst, „das ist deutsche Baukunst, da der Italiener sich keiner eigenen rühmen darf, viel weniger der Franzos“. „Und von der Stufe, auf welche Erwin gestiegen ist, wird ihn keiner herabstoßen. Hier steht sein Werk, tretet hin und erkennt das tiefste Gefühl von Wahrheit und Schönheit der Verhältnisse, wirkend aus starker, reicher, deutscher Seele auf dem eingeschränkten, düsternen Pfaffenschauplatz *medii aevi*.“

Der dichterische Ausdruck dieser Richtung ist Goethes Götze. Unmittelbar angeregt durch eine Abhandlung Justus Mösers, der in den Zeiten des Faustrechts die herrlichsten Zeiten deutscher Ehrlichkeit, Männlichkeit und Ritterlichkeit sah, hat Goethe die Zeit und seinen Helden gleichmäßig idealisiert. Götze war nicht einer der edelsten Deut-

sehen, wie Goethe glaubte, nicht der brave Mann, dessen Andenken er zu retten gehabt hätte, die Freiheit, für die er focht, war die Anarchie. Aber war nicht dies wirklich das Kennzeichen der deutschen Entwicklung gewesen, daß gerade die Besten „Freiheit mit Staatlosigkeit verwechselten“? Und wie war das Innere der Zeit gesehen! Die Familienszenen auf Götzens Burg, der Hofhalt beim Bischof von Bamberg, die Reichsstädter mit ihrem Minus von wirklicher Heldenhaftigkeit, der Bruder Martin, dem es das Herz abdrückt, daß er ein Mönch sein muß. Die Zeitgenossen erkannten sofort, daß man hier, nicht in den Hermannswäldern, auf echt deutschem Grund und Boden sei, und Götz trat neben Tellheim als Ergänzung des deutschen Typus. In ihm war vereinigt, was die Nation an aktiven Eigenschaften ihres unstaatlichen Charakters mitnehmen sollte aus ihrer Vergangenheit in die Zukunft. — Diese „emergierende Deutschheit“, die sich so an der Grenze deutschen Wesens, in dem damals noch durchaus halbschlächtigen Elsaß, stürmend und drängend erhob, hätte der Anfang werden sollen zu einer neuen großen deutschen Kunst, angeknüpft an Hans Sachs, Dürer, das Faustbuch; also dort die Fäden wiederaufnehmend, wo der große Bruch unserer Staats- und Volksentwicklung sie abgerissen hatte.

Aber die Ausreifung des Sturmes und Dranges in diesem Sinne wurde abgeschnitten durch den Neuhumanismus. Goethe, der sich 1770 für Erwin von Steinbach und die holzgeschnitztesten Gestalten Dürers begeistert, entflieht 1786 aus der rauhen, nordischen Umwelt nach Italien. Am Gardasee, wo sich auf kleinstem Raum, sichtbarer als vielleicht irgendwo sonst, nordische und südländische Natur entgegenkommen, werden ihm die Gestalten seiner Iphigenie lebendig, er sucht, wie diese selbst, das Land der Griechen mit der Seele. Und als er dann nach Weimar heimkommt und Schiller findet, da stößt ihn der Dichter der Räuber wie eine unangenehme Erinnerung an seine eigene Vergangenheit ab. Er erkennt erst später, daß Schiller selbst längst auch schon die Wege zu den Griechen gegangen war, daß er in den Künstlern und den Göttern Griechenlands ähnlicher Sehnsucht Ausdruck gegeben hatte, wie die gewesen war, die Goethe selbst nach Italien trieb.

Es war eine Wandlung, die besonders für eine Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins des Nachdenkens wert ist. Wie war sie möglich geworden? Klinger, der ja mit seinem Drama „Sturm und Drang“ der ganzen Bewegung den Namen gegeben hatte, sagte, dies ganze wilde Tun sei doch nichts anderes gewesen als das Suchen nach einer

Form, die uns behage. „Machten wir eine Nation aus, so hätten wir diese Form gewiß schon vorgefunden.“

Also die tumultuarische Vergangenheit der Nation, die sich ja bis auf den heutigen Tag poetischer Gestaltung fast unzugänglich erwiesen hat, verblaßt vor diesen Geistern, je mehr sie reifen. Man sucht eine Form, und diese kann die deutsche Entwicklung nicht liefern. Die politische Gegenwart bot nur Enge und Druck, der das „Unendlichkeitsgefühl der Herzen“ zu einem Schmerz machte, die Vergangenheit, die politische wie die geistige, war tot oder konnte doch den gärenden Most nicht in sich fangen.

So vollzog sich auf geistigem Gebiete, was sich in der Frühzeit der Nation auf politischem vollzogen hatte. Die Stufe eines neuen Nationalismus wird, kaum erreicht, übersprungen zugunsten eines neuen Universalismus. Und dieser war ja wiederum längst vorgebildet. Wenn Herder den Deutschen eine besondere Stellung in der Zukunft der Menschheitsentwicklung zuwies, so hatte er den Griechen dieselbe Besonderheit in der Vergangenheit zugesprochen. Sie allein entwickeln sich naturgemäß, Griechenland ist der Tempel und Hain der schönen Natur geworden. Aus den Werken der Griechen spricht der Genius der Menschheit rein und verständlich zu uns.

So tritt das neue Ideal auf, das schließlich doch nur eine neue Formulierung des älteren ist: Bildung zur Humanität, Menschheitsbildung. Die Spitze war höher gesetzt, als sie die ältere Richtung der Aufklärung gewiesen hatte. Dafür hatte man auch den Boden des nationalen Erdreichs noch mehr unter den Füßen verloren. Lessing hatte den Patriotismus doch noch als eine heroische Schwachheit gelten lassen, Schiller aber nannte 1789 das vaterländische Interesse nur für unreife Nationen wichtig. Die Nationen sind ihm — und wievielmehr noch Goethe — Fragmente, wandelbare, zufällige und willkürliche Formen der Menschheit, und die Xenien von 1796 empfehlen den Deutschen die Bildung zum freien Menschentum, da sie doch nicht hoffen dürften sich zur Nation zu bilden.

Aber man würde irren, wollte man die Bedeutung der Entwicklung von einundeinhalb Jahrhunderten seit dem Westfälischen Frieden nur in diesen Negationen sehen. Großes war in dieser Zeitspanne auch für das nationale Bewußtsein geschaffen. Die rationalistische Aufklärung hatte, wie gesagt, die Schranken konfessioneller Sonderung niedriger gemacht. Sie hat Österreich und Bayern nach fast zwei Jahrhunderten

des Sonderlebens wieder mit der deutschen Kultur verbunden. Bei Josef II. traten die gemeindeutschen Ideen ganz anders hervor als bei Friedrich dem Großen. Klopstock, Wieland, Lessing haben auf ihn gehofft. In dem Bayern Max Josefs III. haben Jäktatt und die Männer der Akademie, unterstützt von der liberal denkenden Ordensgeistlichkeit der Benediktiner und Augustiner, den Kampf mit dem System der geistigen Abschließung, das die Jesuiten verkörperten, mit Erfolg geführt. Westenrieder wirkte unermüdlich für Lessing, Herder und wenigstens anfangs auch für Kant. Sogar am Münchner Jesuitengymnasium nahm man Gellert zum Vorbild, und ein Lehrer erklärte seinen Schülern privatim die Schönheiten von Klopstocks Messias. In Bamberg trat Franz Ludwig von Erthal in Verbindung mit dem preußischen Schulreformer Eberhard von Rochow, und Pestalozzis Einfluß ist völlig interkonfessionell.

Aber noch wichtiger wurde, daß die rationalistische Aufklärung den Deutschen im allgemeinen wieder öffentliche Interessen gegeben hatte. Mußte die fast ausschließliche Betonung des Wohlfahrtszwecks im Staate, bei der politischen Zersplitterung Deutschlands, notwendig partikularistisch wirken, so zerstörte sie doch endgültig den deutschen Privatmenschen. Ein allgemeines Gefühl des Vorwärtskommens und des Vorwärtsgetommenseins, und zwar in einer gewissen nationalen Begrenzung, ist unverkennbar. „Diese friedlich wetteifernden Bestrebungen“, sagt Ranke von dieser Zeit, „beschäftigten alle Geister; sie gaben dem deutschen Vaterlande den Charakter einer gebildeten, in allseitiger Fortentwicklung begriffenen Welt.“

Nach anderer Richtung wirkten Klopstock und die Phantasiebewegung. Sie verhelfen den Deutschen nach einer langen Zeit des Gedrücktseins wieder zu einem besonderen Stolze, zu der Meinung, daß sie Originale seien oder doch es werden müßten. Sie zerstören den deutschen Philister. Das Wort Deutschtum kommt auf. Wieland bemerkt in einem Aufsatz über deutschen Patriotismus im Mai 1793, das Wort sei in seiner Jugend völlig unbekannt gewesen, wie er sich auch nicht entsinnen könne, daß er damals das Wort deutsch ehrenhalber nennen gehört habe. Nun werden die geistigen Angelegenheiten der Nation eine vaterländische Sache. Das deutsche Nationaltheater, das Lessing nach dem verunglückten Hamburger Versuch mit bitterer Ironie so lange für unmöglich erklärt hatte, als es der sittliche Charakter der Deutschen sei, keinen eigenen Charakter haben zu wollen, erstand kaum 15 Jahre

darauf in Mannheim, und die deutsche Bühne entwuchs so schnell der Herrschaft des Auslandes, daß Schiller Goethe rechtfertigen mußte, als er den Mahomet Voltaires auf die Bühne brachte. Im Anschluß an den Fürstenbund Friedrichs des Großen — ein Bündnis, das mit seinem Widerstreit gegen die Tendenzen Josefs II. überhaupt eine ähnliche Art von patriotischer Erregung wenigstens an die deutschen Fürstenthöfe brachte, wie einst der Streit zwischen Berthold von Henneberg und Maximilian in die deutsche Nation — denkt Karl Friedrich von Baden, ein aufgeklärter Physiokrat und Korrespondent des älteren Mirabeau, an einen deutschen Gelehrtenbund, ein erstes patriotisches Institut für den Allgemeingeist, und Herder macht dafür die Statuten. Klopstocks ganzes späteres Leben ist erfüllt von nationaldeutschen Entwürfen, eine deutsche Geschichte, eine deutsche Akademie und anderes derart plant er. Sogar an eine deutsche Nationaltracht denkt man und beginnt sich, wie in den Zeiten des Humanismus, nach einem deutschen Recht zu sehnen. Man pries es an Friedrich Wilhelm II. von Preußen, daß er die Berliner Akademie deutsch machen wollte, und daß er gleich nach seinem Regierungsantritt zu dem Schauspieler Döbbelin sagte: „Wir sind Deutsche und wollen Deutsche bleiben.“ Und Mozart hatte schon als Jüngling das Ziel, „der deutschen Nationalbühne in der Musik emporzuhelfen“.

Was so Rationalismus und Phantasiebewegung für den deutschen Geist gewonnen hatten, das hat der Neuhumanismus, in diesem Punkte der echte Nachfahre des Humanismus des 15. und 16. Jahrhunderts, umgrenzt und fester bestimmt. Was die Nation nach ihm ist und sein will, hat niemand besser ausgedrückt als Schiller. „Deutsches Reich und deutsche Nation“, sagt er, „sind zweierlei Dinge. Die Majestät des Deutschen ruht nie auf dem Haupte seiner Fürsten. Abgesondert von dem Politischen, hat der Deutsche sich einen eigenen Wert gegründet, und wenn auch das Imperium unterginge, so bliebe die deutsche Würde unangefochten. Sie ist eine sittliche Größe, sie wohnt in der Kultur und im Charakter der Nation, der von ihren politischen Schicksalen unabhängig ist. Indem das politische Reich wankt, hat sich das geistige immer fester und vollkommener gebildet.“

Wir sehen: gewonnen ist der Begriff der neuen deutschen Kulturnation. Dieser Begriff war mindestens ebenso phantastisch wie der Kulturbegriff des alten Humanismus und ebenso sehr das Ergebnis der Bildung einer einzelnen Gesellschaftsschicht wie der der ritterlichen

Kultur. Aber er war unendlich viel großartiger in seiner Anlage, unendlich viel tiefer in seiner Erfassung von Individualität und Volksgemeinschaft, unendlich viel umfassender in seiner Beziehung zu den einzelnen Bezirken des geistigen Lebens der Nation.

Sein Hauptmangel lag in seinem Verhältnis zum Staatsbegriff. Daß die deutsche Nation noch ein Staat sei, ist für die Träger dieses Kulturbegriffs, den neuen Stand der „Gebildeten“, mindestens unwahrscheinlich, daß sie es einmal gewesen ist, ist gleichgültig. Daß ihr Fortbestehen, auch als Kulturnation, von der Gewinnung eines neuen staatlichen Zusammenhangs abhängt, das sollen eben diese Gebildeten erst in dem völligen Zusammenbruch der alten Ordnungen innwerden.

2. Kulturnation und Nationalstaat.

Der Zusammenbruch kam durch die Französische Revolution. Wir sind gewohnt, sie in ihrem ganzen Verlauf wie ein Ereignis unserer eignen Geschichte zu betrachten. Ein Ereignis in der Geschichte unseres nationalen Bewußtseins ist sie gewiß. Das haben auch die Zeitgenossen sofort empfunden. Längst bevor die Revolution selbst nach Deutschland kam, sind alle Blicke auf Paris gerichtet, und nun zeigte sich, daß die Wochenschriften Schölzers, Schubarts, Weckherlins, Möfers doch nicht umsonst jahrzehntelang an der Politisierung der Nation gearbeitet hatten. Fast plötzlich scheinen diese bisher nur ästhetisch und philanthropisch interessierten Menschen sich in ein Volk von Politikern verwandelt zu haben. Goethe sah das mit Betroffenheit und Kränkung und schrieb damals das Epigramm:

Franzium dränget in diesen verworrenen Tagen, wie ehmal
Luthertum es getan, ruhige Bildung zurück.

In der Tat stand er von vornherein zur Französischen Revolution, wie Erasmus zur Reformation Luthers: er fürchtete von dem „Tumult“ Gefahren für die Sache der ruhigen Bildung. Er schloß sich ihr nicht an, nicht weil er kurzsichtiger, sondern weil er weitsichtiger war als die Zeitgenossen. Aber zunächst war er mit dieser Haltung nicht minder vereinsamt wie Erasmus in den Maienagen der Reformation. Die Stimmung Deutschlands kam der Revolution kaum weniger entgegen wie die Frankreichs. Wo waren stärkere Manifeste für die Freiheit möglich als in Schillers Jugenddramen? Was waren selbst die Nadelftiche gegen das ancien régime in Beaumarchais' Figaros

Hochzeit gegen Lessings Keulenschläge in Emilia Galotti! Für das literarische Deutschland vor der Revolution waren die Fürsten Knechte der Konvention und der Mode, die Soldaten Söldner und Fleischerknechte, und gerade der aufgeklärte Absolutismus hatte die Menschen gelehrt, die Fürsten, die sich selbst die Beglückung der Untertanen als Ziel setzten, für alles Elend, das bestehen blieb, verantwortlich zu machen.

So sehen wir die Gebildeten Deutschlands, und gerade die ersten Geister voran, mit fliegenden Fahnen in heller Begeisterung in das Lager der Revolution ziehen. Eine Opposition von Bedeutung kommt nur von zwei Kreisen her: von der preußischen Dichtergruppe, die neben ihrer Königstreue auch den alten Pietismus als Schutzwehr gegen die atheïstische Revolution hatte, und von der geistig tieferen und weiter wirkenden Gruppe der Hannoveraner und Niedersachsen, die damals schon den so bedeutsamen Gegensatz des französischen und des englischen Freiheitsbegriffs erkannten. Aber ihre Stimmen gehen unter in einer aus philosophischer Abstraktion, dichterischem Idealismus und uferloser Philanthropie gleichmäßig genährten weltbürgerlichen Schwärmerei.

Dieser allgemeinen Begeisterung steht nun gegenüber der vollständige Mangel an Taten im Sinne dieser Begeisterung. Es gibt ein paar Deutsche, die nach Paris gingen und dort ihr Schicksal mit dem der Revolution vereinigten, ein paar andere, die, wie Georg Forster in Mainz, ihre Begeisterung dort zu ihrem Verderben in Taten umsetzten. Aber im übrigen ist alles ruhig, ja der großen Mehrzahl der theoretischen Revolutionäre kommt gar nicht der Gedanke, daß man in der Heimat auch Grund hätte, Menschenrechte zu fordern.

Diese Tatenlosigkeit wie die Begeisterung haben denselben Grund. Sie waren nur möglich bei einer Nation, die längst gewohnt war, sich ein besonderes Reich der Gedanken zu erbauen, und ebenso nur möglich in einem Staatswesen, das kein Körper mehr war. Und wäre auch ein Wille zur Tat dagewesen, er hätte keinen Angriffspunkt gefunden. Der Partikularismus hat sich, wie der Geschichtschreiber Johannes von Müller bereits voraussagte, als Hilfe gegen die Übertragung der Revolution nach Deutschland erwiesen. Der Mangel einer Hauptstadt, den Leibniz und Goethe für das geistige Leben gelegentlich beklagt haben, Wieland dagegen — eben aus politischen Gründen — für einen gern ertragenen erklärte, der Mangel jeder Organisation der vorwärtstrebenden Kräfte und der einer geschlossenen bürgerlichen

Gesellschaft hat hier, wie im Zeitalter der Aufklärung, jede Aktion aus dem Volke selbst verhindert.

Daraus aber ergaben sich zwei für die Weiterentwicklung des deutschen Nationalbewußtseins gleich verhängnisvolle Folgen. Die Französische Revolution hat — darin liegt ihre erste Bedeutung für die Ideengeschichte, und die Franzosen haben es bis heute immer wieder besonders betont — den Begriff des Patriotismus seiner rassenhaften und historischen Fundierungen beraubt und ihn in eine moralische Größe verwandelt. Er wird kenntlich an ethischen Merkmalen, die sich alsbald in Schlagworten von eindringlicher Einfachheit formen. Konnten unsere deutschen Idealisten nicht glauben, daß sie selbst längst den gleichen Weg gegangen seien? Sie übersahen, daß jener französische Patriotismus ausging von einer bestimmten ethischen Haltung zum Staate, dessen Gestalt denn auch so lange verändert wurde, bis er sich dem neuen Ideal einfügte, der deutsche von der Verneinung des Staates und bestenfalls von einer Ausdeutung der Staatsformen in einem Sinne, den sie nicht hatten. Die ganze Arbeit der Auseinandersetzung zwischen dem staatlichen und dem geistigen Dasein der Nation blieb bei uns noch zu tun. Sodann aber hat die Französische Revolution zum erstenmal in Europa ein politisch aktives Volkstum geschaffen, sie reißt in den Ländern, die sie ergreift, auch die widerstrebenden Schichten mit zum Kampfe für oder wider das neue Ideal, das im Namen der Nation verkündet wird. In Deutschland tritt davon gar nichts ein, und damit wird bei uns die Spannung zwischen den geistig vorwärtsführenden und den beharrenden Schichten des Volkes in der innerpolitischen Entwicklung noch weiter gesteigert.

Mit Napoleon bekommt dann die politische Stimmung in Deutschland einen neuen Orientierungspunkt. Gerade die Kreise, die sich vor den Ausschreitungen der Revolution zurückgezogen hatten, sehen in dem Bändiger der Revolution einen neuen Heros. Und wir begreifen, daß jene Art von „europäischem Patriotismus“, die Napoleon unzweifelhaft in der Gesinnungswelt der Gebildeten von 1809—14 erzeugte, nicht wenige Anhänger in Deutschland zählte. Gerade der Anblick der staatsgewordenen Ordnung dort, des deutschen Chaos hier mußte auch bei scharfen Denkern, wie etwa der bayerische Jurist Anselm Feuerbach es war, eine Art von religiöser Verehrung für den Schöpfer dieser großartigen Organisation erzeugen. Was dieser Geist ins Grab stieß, das schien zum Falle reif. So vollzog sich der Reichsdeputationshauptschluß vom

25. Februar 1803 unter melancholischen Betrachtungen der Liebhaber des alten deutschen Staatsrechts, aber sonst, wie der preußische Gesandte in Regensburg meinte, „auf eine dem deutschen Nationalcharakter Ehre bringende Weise mit möglichster Ruhe und Stille“. Als der Rheinbund geschlossen wurde, entdeckten die Bayern ihre Verwandtschaft mit den Bojern und sonnten sich im Glanze der wiedergewonnenen uralten Königskrone. Goethe aber schrieb auf der Rückreise von Karlsbad in sein Tagebuch: „Zwiespalt des Bedienten und Kutschers auf dem Boß, welcher uns mehr in Leidenschaft versetzte als die Spaltung des Römischen Reichs.“

Und so geschah die förmliche Auflösung des heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation am 6. August 1806 unter nicht viel anderen Umständen als die des alten römischen Reiches im Jahre 476. Beide starben an Altersschwäche. Der Buchhändler Palm büßte es mit dem Tode, daß er den Deutschen „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“ gezeigt hatte; aber sonst war Stille ringsum, und unter den wenigen, die es bejammerten, waren noch genug solche, die, wie Goethe sagte, sich früher nie darum bekümmert hatten.

War es ein Vorteil für die deutsche Nation gewesen, daß das Römische Reich so lange gelebt hatte? Wenn man von einer Staatsform verlangt, daß sie die Kräfte der Nation ausdrücke, so muß man die Frage verneinen. Die Reichsform hat mindestens seit den Zeiten der Reformation nicht nur aufgehört, ein solcher Ausdruck der nationalen Kräfte zu sein, sie hat auch durch ihr Bestehen verhindert, daß diese Kräfte sich in anderer Weise organisierten. Aber man darf fragen, ob ein früheres Aufhören des Reiches nicht auch den Begriff der Nation mit vernichtet hätte. Der Hinweis auf Italien, wo die Nation sich ohne die Hülle einer staatlichen Einheit erhalten hat, verfängt nicht. Hier bot die natürliche geographische Umgrenzung einen Ersatz, einen anderen die durch die Renaissance geschaffene Einheit der geistigen Kultur. Das eine hat bei uns immer gefehlt, niemals ist der deutsche Staat von „natürlichen Grenzen“ umschlossen gewesen, ja, er hat nicht einmal solche erstreben können; die Einheit der geistigen Kultur aber entstand bei uns erst in dem Augenblicke, wo das Reich zu Grabe ging. Sie hat dann das neue Reich mitgeschaffen, aber nicht ohne Erinnerung an das alte, das sie noch erlebt hatte.

Dem Untergang des alten deutschen Reiches folgte fast unmittelbar der Fall Preußens. Der Staat Friedrichs des Großen, der

immer noch die Bewunderung der Zeitgenossen gewesen war, von dem Niebuhr noch im April 1806 geurteilt hatte, er stehe unter den Ruinen Deutschlands aufrecht, mit der Macht sich aufrechtzuerhalten, brach zusammen unter dem einen Stoß vom 14. Oktober, fiel mit einer Schnelligkeit, die ohne Beispiel in der Geschichte ist.

In den altpreußisch denkenden Kreisen wirkte der Zusammenbruch wie ein Donnerschlag. Immermann, das Kind eines so denkenden Vaters, hat uns das für Magdeburg geschildert. Aber im übrigen kam dem Angriff auch in den Seelen die Ergebung entgegen. „Es ist kaum glaublich,“ sagt Bönen, „was für eine Masse von Erbarmlichkeit sich dermaßen unter einem großen Teil, besonders der sogenannten gebildeten Stände, zeigte.“ Der König war völlig haltlos, er hatte sich schon am 30. Oktober zu einem Präliminarfrieden entschlossen; nur die Maßlosigkeit der Forderungen Napoleons trieb ihn Rußland in die Arme. So wurde 1807 nochmals gekämpft. Preußisch-Eylau stellte in etwas die Ehre der preußischen Waffen wieder her, und der demütigende Tilsiter Friede war das Ergebnis russischer Untreue.

Und nun schloß sich unmittelbar an den Fall Preußens sein Wiederaufbau. Scharfblickende Politiker wie Friedrich Gentz hatten ihn für unmöglich erklärt, Napoleon bezeichnet schon bei seinem Einzug in Berlin Preußen als verschwunden; daß er diesen Faktor unterschätzte, ist vielleicht der entscheidende Rechenfehler in seiner Politik geworden.

„Die Wiederaufrichtung Preußens“, sagt Theodor Lindner, „ist eins der großartigsten Schauspiele der deutschen Geschichte, eine Lehre, was Willen und Wissen im Verein vermögen.“ Willen und Wissen, das bezeichnet zugleich den besonderen Charakter dieser Erhebung, gibt ihr etwas Einzigartiges in der Geschichte überhaupt. Nirgendwo sonst tritt das moralische und das intellektuelle Moment mit solcher Deutlichkeit als Antrieb auch des politischen Geschehens hervor; nirgendwo sonst finden wir eine solche Fülle bedeutender und großer Charaktere, die uns die einzelnen Faktoren der Bewegung lebendig vor Augen stellen.

Im Mittelpunkt derselben steht bis heute unbestritten Sichte, sowohl deshalb, weil er die große Wandlung der Zeit zutiefst in sich erlebt hat, als auch weil er neben Stein, ja doch wohl noch vor ihm, der eigentliche Willensmensch der Epoche war.

Wie die meisten leidenschaftlichen Naturen durchlebt auch Sichte eine Zeit, wo er seinen Willen vollständig jeder neuen Idee gefangen-

gibt, bis er zu einem festen Punkte kommt, von dem aus er die Ideen an seinen Willen heranziehen kann. Es war das Entscheidende für seine Wirkung auf die Nation, daß er diesen festen Punkt nicht bloß aus einem Denkerlebnis gewann, sondern daß die Anschauung der preußischen Katastrophe hinzutrat. Als ein Schüler der Aufklärung und ein Bewunderer der Revolution hatte er begonnen und hatte noch 1804 den alten Schollenpatriotismus ganz weltbürgerlich verworfen. Aber den Fall Preußens erlebt er schon mit wie etwas Eigenes. Er ist, wie Stein, Scharnhorst und so viele damals, zum Preußen geworden. Zum Preußen, aber zugleich auch zum Deutschen. Denn der Fall Preußens ist ihm auch der der deutschen Nation.

Sie wiederzubeleben hielt er im Winter 1807 auf 1808 seine „Reden an die deutsche Nation“. Sie gelten mit Recht als das bedeutendste Denkmal des damals neu anhebenden deutschen Geistes. Ihr Zweck ist, der Nation ihr verlorengegangenes Selbst zu zeigen und sie zu lehren, wie sie es wiedergewinnen könne. Dies soll geschehen durch eine neue Erziehung, die nicht bloß Volkserziehung im Sinne Pestalozzis ist, sondern Nationalerziehung. Sie hat der in spartanischer Abgeschlossenheit getrennt von der Familie aufwachsenden Jugend sogleich und beständig das Bild der nationalen Gemeinschaft vorzuhalten, für die sie bestimmt ist. Sie erzieht zuerst und vor allem zum nationalen Bewußtsein.

Diese Wendung zu einem äußersten Nationalismus war für Fichte doch eigentlich ohne Bruch mit seinem Weltbürgertum möglich. Denn die deutsche Nation ist ihm der Ursprung und Quell aller wirklichen Kultur, die einzige, die eine lebendige Sprache hat, die Ernst, Gründlichkeit und Fleiß in die großen Kulturprobleme gebracht hat, die Wiedergebälerin und Wiederherstellerin der Welt. Die historische Begründung, die Fichte diesen Anschauungen gibt, ist so unhistorisch wie möglich, sie ist auch nicht eigentlich neu. Vieles stammt aus den Anschauungen des jugendlichen Herder, anderes aus Schillers Gedanken der ästhetischen Erziehung und aus dem Teutonismus Klopstocks. Aber, was dort nur Phantasie und als solche ein Element der Träumerei und des Quietismus gewesen war, das wird hier, bezogen auf den Boden eines wirklichen Staates, ein zu erstrebendes und zu erreichendes Ziel, aus einem Ideal, das in der Vergangenheit liegt, wird eine Verheißung für die Zukunft. Zu dieser Anschauung hat Fichte seine Philosophie geholfen, sein Deutschland ist immer noch ein „Gedankenstaat“,

wie Hegel das alte Reich genannt hatte, aber es ist, wie Sichtes Ideen alle, nicht etwas Gegebenes, sondern etwas Aufgegebenes, etwas, das da werden soll. Daher stammt die Schwungkraft, das Imperatorische seiner Lehre. Sichte ist kein Prophet, der bloß Kommendes voraussagt, er ist ein Führer und ein Forderer. Seine Philosophie ist Religion, und seine Religion ist sittliche Forderung. Das gibt dieser Gestalt etwas sonderbar Großes und Einziges.

So bestimmt nun aber Sichtes sittliche Forderungen sind, so unbestimmt sind seine politischen. Er hat hier nur eine feste Ansicht über das, was nicht sein soll. Wie sein Deutschland aussehen wird, das weiß er selbst nicht. „Es liegt in Utopien“, hat Windelband gesagt. Aber er hat den Machiavell gepriesen und in seinem Sinne den Staat, der sich selbst Zweck ist, anerkannt mit all seinem Machtstreben. Er hat 1813 einen Zwingherrn zur Deutschtum verlangt. Und er ist vielleicht Machiavells wahrer Meinung am nächsten gekommen, wenn er hinzufügt: „Nach seinem Tode — einen Senat! Da kann es sogleich im Gange sein!“ Dieses es, sagt Meinecke, ist die Erziehung zur Freiheit. Die Wirkung Sichtes war sogleich die tiefste und bedeutendste. Wie in Jena schon, so wurde jetzt in Berlin „an ihn geglaubt“. „Nun ist das Zauberwort (gegen Napoleon) gefunden“, schreibt ein Hörer am 20. Februar 1813 aus Berlin, „gegen das Ich, welches sich selbst will (Napoleon), tritt in unserem Sichte das Ich auf, welches sich selbst weiß, und es wird von Napoleon heißen, wie Luther vom Papste singt: Ein Wörtlein kann ihn fällen! Seitdem sich die Philosophie gegen Napoleon erklärt, ist ihm sein Urteil gesprochen.“

Sichte selbst wußte sehr wohl, daß er als „spekulativer Politiker“ mit der „unmittelbaren Unausführbarkeit seiner Vorschläge“ rechnen müsse. Er sah darin keinen Mangel, wenn er nur dem praktischen Politiker die allgemeine Regel seines Handelns gebe. Aber es war doch eine besondere Gunst des Schicksals, daß damals, als Sichte mit seinen Reden den neuen deutschen Geist zu wecken suchte, bereits der Mann das Steuer der preußischen Staats ergriffen hatte, der aus ihm den neuen deutschen Staat machen sollte. Das war Stein.

Stein kam nicht aus dem Weltbürgertum wie Sichte, er ist der Französischen Revolution kühler gegenübergestanden als die meisten Zeitgenossen. Aber Stein war Reichsfreiherr, er kam von der altständischen Libertät her, und wir wissen, von dieser war es nicht minder schwer, zum nationalen Staate zu gelangen. Stein ist dazu gelangt, weil er

den Begriff der alten deutschen Freiheit mit seinem sittlichen Verantwortungsgefühl durchdrang und ihn an den Vorbildern der englischen Freiheit läuterte, so etwa, wie es Justus Möser getan hatte. Er hat politisch nur für Preußen gewirkt, und auch da, ohne sich völlig durchsetzen zu können. Auch sein reifstes Werk, die Städteordnung von 1808, ist nur das Bruchstück eines umfassenden Planes, der die politische Freiheit in der Form der Selbstverwaltung durch den ganzen Staatsbau hindurchführen und in preußischen Reichsständen sich vollenden lassen wollte. Aber in all seinen Vorschlägen ist nichts besonders Preussisches. „Wie in Fichtes Reden an die deutsche Nation,“ sagt Max Lehmann, „wie in den Gedichten von Schenkendorf und Kleist trat auch in den Denkschriften und Reden der Staatsmänner Deutschland an die Stelle von Preußen.“ Auch Steins Pläne fließen, wie die Fichtes, heraus aus einer idealistischen Anschauung vom deutschen Volkscharakter, die nicht eigentlich neu war, aber hier zum ersten Male für wirklich staatsmännische Handlungen fruchtbar wurde, und das geschah doch nur deshalb, weil sie sich an ein wirkliches Staatswesen anschließen konnte.

Bekanntlich hat Steins Reformtätigkeit in Preußen durch Napoleons Ächtungsdekret vom 16. Dezember 1808 ein vorzeitiges Ende gefunden. Damals schrieb ihm Gneisenau: „Napoleon hätte für Ihre erweiterte Celebrität nichts Zweckmäßigeres tun können. Sie gehörten ehemals nur unserm Staat an, nun der ganzen zivilisierten Welt.“ In der Tat, es war bei all dem doch eine glückliche Fügung, daß Stein nun zunächst von Österreich aus die deutsche Sache zu betreiben suchte, dann, als der Friede von 1809 seine Hoffnungen abermals niederschlug, in Rußland als Beirat des Zaren und als Mittelpunkt deutscher Interessen in Petersburg für sein Deutschland wirken konnte. Vielleicht wäre manches von der vulkanischen Großartigkeit seines Wesens in den mühseligen Notwendigkeiten untergegangen, in denen sich Preußen bis 1813 bewegte und ein Scharnhorst sich verzehrte.

Aber freilich, es hatte auch seinen Nachteil, und das Schicksal Steins ist das Sinnbild des Schicksals der deutschen Frage jener Tage überhaupt. 1809 noch hatte er an Gneisenau geschrieben: „Deutschland kann nur durch Deutschland gerettet werden.“ Er hat noch nach Aspern und Wagram an einen deutschen Bund gedacht und an ein deutsches Heer, auf dessen Fahnen man den Hut der Freiheit über zerbrochenen Fesseln sehen sollte, dazu die Namen der Befreier deutscher Nation, Armin,

Heinrich I., Otto I., Wilhelm von Oranien, der Führer von Kämpfen zugleich für die Deutschheit und die Menschheit. Jetzt unter dem Eindruck der politischen Lage wurde ihm die Befreiung Deutschlands eine Frage der europäischen Politik, sie verschmolz mit der größeren: Kampf Europas gegen Napoleon.

Um Stein und Fichte sehen wir nun die anderen Reformer des deutschen Geistes geschart. Es ist unmöglich, sie hier einzeln zu würdigen. Nur ein gemeinsamer Zug möge hervorgehoben werden: in jedem von ihnen kehrt sich eine Richtung des geistigen Lebens, die wir bisher vom Staate abgewendet oder ihm feindlich gefunden haben, dem Staate zu — in Arndt das alte, wenn auch dogmatisch erweichte Luthertum, in Schleiermacher der herrenhütische Pietismus, in Jahn der Teutonismus, in Wilhelm von Humboldt der Neuhumanismus.

Wie wichtig ist es doch für die neue politische Bildung der Nation geworden, daß sie sich aus all diesen Quellen nähren konnte! Da ist in Arndt zum ersten Male wieder ein wirklicher Volksschriftsteller, dessen Katechismen eine weltliche Religiosität mit natürlichem Pathos predigen, in dessen Vaterlandsliedern, die „in ihren gewaltigen Pfundnoten daherschreiten“, das alte Kirchenlied mit seiner einfachen Größe neu lebendig wird. Seine großen Schriften, vor allem sein „Geist der Zeit“, sind erfüllt von den anschaulichsten Vorstellungen vom Wesen des Volkes als dem Untergrund jeder Staatsbildung. Fehlt ihm die Gedankenhöhe und Feierlichkeit Fichtes, so ersetzt er das durch einen markigen Realismus und eine erstaunliche Fähigkeit, Dinge und Menschen zu sehen. In seiner Schilderung Napoleons ist auch die alte Teufelsvorstellung Luthers politisch geworden.

Schleiermacher sodann ist, wie Dilthey urteilt, der erste große politische Prediger unseres Volkes seit dem Zeitalter Luthers geworden. Wie es seinem Christentum zugute kam, daß er sich aus den gemütvollen Niederungen des Pietismus erhob, so seiner politischen Wirksamkeit, daß er von dem Herrnhut Zinzendorfs her die selbständig organisierte Gemeinde als Raum menschlicher Betätigung kannte. So hat er den Weg von Friedrich dem Großen zu Stein gefunden. Seine Kirche hätte ausgesehen wie Steins Staat.

Jahn steht geistig tiefer als diese Männer, er ist kein großer und kein umfassender Geist. Aber er ist in seiner naiven Einseitigkeit ihre notwendige Ergänzung. Sein „Deutsches Volkstum“ wird niemand ein bedeutendes Geisteswerk nennen, aber er hat mit dem Wort, das er

neu prägte, einen festen und unverlierbaren Begriff für unser nationales Leben geschaffen und ihn sogleich mit einem eigentümlichen Inhalt erfüllt. Jahns Teutonismus, der sich wieder, wie der Klopstocks, in den germanischen Urwäldern am wohlsten fühlt, hat ihn zu einer Berserkerhaftigkeit geführt, die in der modernen Welt als Karikatur wirken mußte, aber er hat sich daher doch auch wie Klopstock den Gedanken der Leibesübungen als sittliches und nationales Erziehungsmittel gewonnen. Und wer will leugnen, daß die Turnerei, wie es Jahn in seiner deutschen Turnkunst forderte, ein vaterländisches Werk und ein volkstümliches Wesen geworden ist, und daß sie, wie Jahn ebenfalls verlangte, viel dazu beigetragen hat, die durch Bildung und Erziehung getrennten Stände des Volkes einander näherzubringen, ein starkes Band zu werden zur Einheit unseres Volkslebens? Die Turnvereine sind die erste ganz freiwillige Gruppierung unseres Volkes, die von dem vaterländischen Gedanken ausgegangen ist.

Vielleicht die merkwürdigste Gestalt in diesem Kreise ist Wilhelm von Humboldt. In ihm hatte sich einst der alte weltbürgerliche Neuhumanismus am reinsten verkörpert, nirgends war dessen Abneigung gegen die Bindung des Individuums durch den Staat stärker ausgesprochen gewesen, als in Humboldts Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen. Die „schöne Individualität“ und die Bildung zur Humanität stellten sich in Humboldt vollendet dar. Und nun wurde dieser selbe Mann der Leiter des preußischen Unterrichtswesens, er wurde der eigentliche Begründer der Berliner Universität. Durch ihn ist diese Universität dann der Hauptsitz des Neuhumanismus geworden. August Boeckh und vor allem Barthold Georg Niebuhr sind begeisterte Patrioten. Niebuhrs Römische Geschichte, die 1811 erschien, ist das erste geschichtliche Werk, das aus dem neuen Nationalgeist und aus dem Staatsgedanken hervorging. Durch Humboldt dringt der Geist des Neuhumanismus dann auch in die preußischen Gymnasien ein, und hier vollzieht sich nun noch vollständiger dessen Verschmelzung mit den Ideen der neuen Deutschheit und denen eines geläuterten Protestantismus, so daß diese drei so verschiedenen Dinge nur wie ein dreifacher Ausdruck ein und derselben Idee erscheinen. Ja, manche Vertreter dieser Anschauung glaubten später in erinnerndem Rückblick, es sei eigentlich der erneuerte Geist des Griechentums gewesen, an dem die Jugend der Befreiungskriege sich aufgerichtet hätte.

Anderseits aber wurde der Neuhumanismus ein kräftiger Vorkämpfer der nationalen Idee im katholischen Deutschland und in den Rheinbundstaaten. Hier kam ihm die griechische Vermummung des nationalen Gedankens trefflich zustatten. So drang er in das Bayern des Ministers Montgelas, der auch von der leisesten Regung der Deutschtüchtigkeit frei war und doch in Nießhammer und Thiersch zwei feurige und schließlich siegreiche Apostel der neuen Lehre ins Land rief. In dem Kronprinzen Ludwig aber zeigte sich bereits die neue Mischung einer romantischen Begeisterung für Nürnberg, „die alte Hauptstadt Deutschlands“, des Enthusiasmus für Homer im Sinne der neuen Griechentüchtigkeit und der Schwärmerei für Schiller als den Propheten der nationalen Erhebung — im ganzen eine Fürstengestalt, wie sie vorher eben doch nicht möglich gewesen war.

Noch nie hatte die deutsche Nation so große und so bewußte geistige Anstrengungen gemacht, um sich den nationalen Staat zu erringen. Und doch schien das Ziel fast unerreichbarer zu werden, je mehr man sich darum mühte. Die Erhebung Österreichs im Jahre 1809 war vergeblich gewesen, sie hatte Norddeutschland nicht mit fortgerissen, wie Stein und Gneisenau gewollt hatten. Die Hoffnungen, die Kleist, Rüdert, Körner auf den Erzherzog Karl gesetzt hatten, erwiesen sich als eitel. Er verstand es nicht, Siege zu nützen, den Volksträften hatte er nie getraut. Soweit die Begeisterung weitere Volksschichten in Österreich ergriffen hatte, brach sie schnell wieder zusammen. Aber auch die Hoffnungen auf Preußen schienen umsonst. 1812, als Friedrich Wilhelm III. seinen Bündnisvertrag mit Frankreich schloß, sind Stein und Gneisenau, ja sogar Bonen an dem Staate ihrer Wahl verzweifelt, und wenigstens jene beiden haben eine Befreiung Europas durch England und Rußland angestrebt. „Wir sehen,“ sagt Meinecke, „das Individuum noch in größerer Freiheit seinem ursprünglichen Staate und seiner ursprünglichen Nation gegenüberstehen. Staat und Nation erscheinen vielmehr fast als etwas, was der Mensch sich schaffen oder sich suchen kann nach seinem Gedankenbilde oder Bedürfnisse.“

Aber das waren Gedanken des Augenblicks, die uns erst nachträglich durch das Studium der Briefe und Akten bekannt geworden sind. Das Volk brauchte an seinen Helden nicht irre zu werden, die Saat der Reformer ging nun doch auf, und das Jahr 1813 brachte die Wiedervereinigung auch der Zürnenden mit dem alten Vaterlande, es brachte zugleich das erste Heraustreten Preußens im deutsch-nationalen

Sinne. Das sprach schon der von Hippel so glücklich gefaßte Aufruf des Königs an sein Volk vom 17. März aus, und was die Sprache des Staates zu sagen nicht wagte, das sagte die Poesie. Nur in diesem Kriege fliegt sie den Ereignissen voraus, nur hier sind die Poeten Herolde und Propheten, die die tiefsten Empfindungen des Volkes aussprechen. Auch hier treffen die verschiedensten Strömungen zusammen, gemeinsam aber ist ihnen allen der religiöse Ton, und das entspricht der Stimmung der Kämpfer. Aber das Auszeichnende der Erhebung, was sie auch von dem Tiroler Aufstand von 1809 unterscheidet, das ist die führende Teilnahme der Gebildeten. Damals hat sich das deutsche Studententum seinen Ehrenplatz in den Reihen der Vaterlandsverteidiger gesichert.

Es ist uns Nachlebenden ein Schmerz, in dieser großen und allgemeinen Begeisterung Goethe abseits stehen zu sehen. Er war nicht gleichgültig gegen Vaterland und Freiheit, aber er glaubte nicht, daß die Deutschen, „so achtbar im einzelnen und so miserabel im ganzen“, ihre Ketten zerbrechen könnten, und auch als er das Vaterland befreit sah, blieb es ihm zweifelhaft, ob die deutsche Kultur nicht einen östlichen Herrscher für den westlichen eingetauscht habe. Für die Siegesfeier fand er den Ton nicht. Jffland, damals Intendant der Berliner Hofbühne, entdeckte mit Entsetzen, daß man in dem schlafenden Epimenides eine Anspielung auf Friedrich Wilhelm III. finden könnte. Aber schon die Zeitgenossen haben Goethe Gerechtigkeit widerfahren lassen. „Doch ragten einige hervor aus allen“, schrieb Arndt in dem historischen Taschenbuch von 1814, „und einer so hoch, daß er wie ein göttliches Wunder steht. Dies ist Goethe, der Dichter, nicht aus der Zeit geboren, sondern auf der einen Seite ein Bild der teutschen Vergangenheit und auf der anderen ein Bild ihrer Zukunft.“ Wir können noch heute nicht mehr und, wie mich dünkt, nichts Besseres sagen.

Der Ausgang der deutschen Erhebung hat ihren glänzenden Anfängen nicht entsprochen. Schon der Siegespreis war geringer, als er hätte sein können. Elsaß-Lothringen blieb bei Frankreich, obgleich damals viele, auch Kronprinz Ludwig von Bayern, der in Straßburg geboren war, diesen Gewinn als den eigentlichen Lohn Gesamtdeutschlands ansahen. Wieviel spätere Mühsal hätte dieser Gewinn uns erspart!

Aber schlimmer waren andere Enttäuschungen. Die Befreiungskriege hätten nach dem Willen von Stein, Gneisenau, Arndt, Schleiermacher, Jahn auch deutsche Einigungskriege sein sollen, aus ihnen sollte die

deutsche Nation als ein politischer Körper hervorgehen. Und ferner hätten sie auch innere Freiheitskriege sein sollen, die Völker, die man zur Wiederherstellung der Throne aufgerufen hatte, sollten ihren Antheil an der Bestimmung der Geschichte des neuen Deutschlands erhalten.

Aus beidem ist nichts geworden, und das konnte nicht wohl anders sein. Denn zunächst war die Erhebung ja keine gesamtdeutsche gewesen. Für Oesterreich hatte nach Metternichs Zeugnis das, was die gebildeten Klassen in Preußen deutschen Sinn nannten, lediglich den Wert einer Mnthe. In den Rheinbundstaaten setzte sich der deutsche Geist nur zögernd durch. In Bayern war er auch nach dem Vertrag von Ried keine Macht, die die Regierung hätte beeinflussen können. Wie schwer man sich in der Südwestecke Deutschlands von dem Druck der übermächtigen Persönlichkeit Napoleons freimachte, kann der Rheinische Hausfreund des treudeutschen Johann Peter Hebel zeigen.

Sodann aber hatten sich die Reformer, um Napoleon zu stürzen, zunächst mit den alten Dynastien verbinden müssen, vor allem mit Oesterreich, und dann auch mit dem Auslande. Die Schlacht bei Leipzig, die Niebuhr die deutsche Schlacht nennen wollte, war eine Völkerschlacht gewesen und ihr Mittelpunkt ein Monarchenhügel. Die Monarchen aber hatten, wie Kjelland sagt, nichts Eiligeres zu tun, als ihre Völker nach gefaner Arbeit schleunigst wieder an die Kette zu legen, damit sie ihnen nicht gefährlich werden könnten. Keiner von ihnen hatte wirkliches Vertrauen zu den Volkskräften oder zu dem Volksgeiste, wie ihn die Reformer verstanden.

Aber der tiefste Grund des Mißlingens lag doch in der Natur des Nationalgefühls, das die Befreiungskriege möglich gemacht hatte. Es war — außerhalb Preußens durchaus und in Preußen wohl in dem überwiegenden Theil des gebildeten Bürgertums — doch nur entstanden aus dem Gegensatz des deutschen kulturellen Bewußtseins gegen das Franzosentum. Dafür gibt es einen negativen Beweis: die Hinneigung so vieler aufgeklärter, noch ganz in der Bildung des 18. Jahrhunderts wurzelnder Männer zu Frankreich trotz ihrer sonst echt deutschen Gesinnung; einen positiven: die Verankerung dieses ganzen Patriotismus in dem romantischen Frömmigkeitsgefühl, das das junge Geschlecht von den Vätern trennte. Staatspolitisch war dieser Patriotismus kaum irgendwo. Seine Wünsche nach dieser Richtung konnte noch am ehesten die Herstellung des von der Revolution und Napoleon gestörten partikularen Zusammenhangs befriedigen. Für einen deutschen Staat trug das schlech

terdings nichts aus. Das zeigte sich nirgendwo deutlicher als in den Reformern selbst. Auch für die klarsten Köpfe unter ihnen blieb der deutsche Staat ein Gedankending. Was hätte selbst die Wiederherstellung der alten Reichsform genutzt, wenn über ihren Inhalt so gar keine Klarheit bestand. Arndts Antwort auf die Frage nach den Grenzen des deutschen Vaterlandes konnte nur poetisch befriedigen. Schenkendorfs Ruf nach einem Kaiser fand ein Echo nur in den romantischen Seelen und bei den Kleinen im deutschen Adel, die sich den Kaiser wie einst als Schutzherrn gegen die Raubsucht der Großen dachten. Schleiermachers politisches Glaubensbekenntnis von 1813 griff mit seinem „Kräftig nach außen, vielgestaltig im Innern“ wenigstens den Kern der deutschen Frage an, aber selbst Steins so vielfach wechselnde Verfassungspläne zeigen, daß auch sein Deutschland in Utopien lag. Friedrich Gentz, der jetzt seinen Schwerpunkt in dem Österreich Metternichs gefunden hatte, sah klarer als sie alle, als er im November 1813 schrieb: „Ein Deutsches Reich kann heute schlechterdings nicht bestehen, wohl aber eine fest verbundene Masse unabhängiger und glücklicher deutscher Staaten. Streben wir nach dem Reich, so geht sicher beides verloren!“ So entstand der Deutsche Bund unter dem Protektorat des Auslandes, das in der Mitte Europas vor allem eine „ruhende Masse“ wollte, im Innern durchaus ein Notbau, der seine Berechtigung erst durch eine Ausgestaltung zu einem wirklichen Gefäß staatlichen Lebens hätte erweisen müssen.

Man hat in neuerer Zeit auch dieser Schöpfung einer Kompromißdiplomatie ihre guten Seiten abgewinnen wollen. Man hat hervorgehoben, wieviel doch erreicht war, wenn man die deutsche Bundesakte maß an dem Zustand Deutschlands von 1802 oder gar von 1812, und andererseits, wie segensreich gerade die Nichtigkeit dieser Verfassung für die freie Entwicklung der Lebensfragen des deutschen Volkes geworden ist. In der Tat ist daran viel Wahres. Der Deutsche Bund hat zunächst darin seinen Zweck erfüllt, daß er Deutschland den äußeren Frieden gewährte, in dem sich der große Prozeß der innerpolitischen Auseinandersetzung in der Hauptsache ungestört abspielen konnte. Er war, wie Ranke sagt, nicht das Ziel, aber eine Stufe der nationalen Entwicklung. Er hat ferner gerade durch seine Mangelhaftigkeit dem Streben der Deutschen aller Schichten und Stämme die Richtung auf den nationalen Staat gegeben. „Wo ist Deutschland,“ läßt der Breslauer Steffens die heimkehrenden Krieger fragen, „für welches

zu kämpfen wir aufgefordert wurden? Es lebt in unserm Innern. Zeigt es uns, wo wir es finden, oder wir sind genötigt, es uns selbst zu suchen.“ — Erst damals ist doch uns Deutschen klar geworden, daß Volk und Staat sich bei uns nicht deckten und daß sie einmal zur Deckung kommen müßten.

3. Liberalismus und Romantik.

Es gab zwei Wege, auf denen man von dem 1815 gewonnenen deutschen Vaterland zum deutschen Staat kommen konnte. Man konnte den Staatsgedanken, wie ihn Aufklärung und Reformation überliefert hatten, aufnehmen, ihn mit den Forderungen des neuen Geistes durchdringen und ihn Umschau halten lassen, wo sich in Deutschland dieser Gedanke etwa der Verwirklichung bereits genähert habe. Das tat Hegel. Er hatte seine staatspolitischen Ideale als Jüngling noch an ein deutsches Reich geknüpft, das ein österreichischer Theseus reformiert hätte, dann an die Schöpfung der „Weltseele“ Napoleon, dann an den Württembergischen Reformdespotismus König Friedrichs I., bis er schließlich in dem „auf Intelligenz gebauten“ Staat Preußens den ruhenden Pol seiner Gedanken fand. Aber dann mußte man die Verwirklichung eines gesamtdeutschen Staates einer nicht berechenbaren Zukunft überlassen. Man mußte so überzeugt sein, wie Hegel es war, daß die in den Dingen ruhende Vernunft ihr Gefäß schon finden werde, und man mußte die Nation für die Zeit des Harrens von der Unruhe des politischen Lebens auf das Gebiet des geistigen verweisen, wie es Hegel tat. Es ist unzweifelhaft, daß er damit, wie Karl Hillebrand einmal sagt, den Grundgedanken der historischen Entwicklung schließlich auch zu dem unsrer politischen gemacht hat, aber dies doch erst, als die Enttäuschungen der Restaurationszeit der Nation gezeigt hatten, daß sie sich wirklich „auf der untersten Stufe einer schweren politischen Bildungsperiode“ befand. — Die deutsche Jugend, die aus den Befreiungskriegen zurückkam, sah das nicht und konnte das nicht sehen. Sie wollte nicht warten, bis der auf Intelligenz gebaute und durch sie geschaffene deutsche Staat ans Licht trat. Sie hätte es für einen nutzlosen Umweg gehalten, von einem noch so vernünftigen deutschen Einzelstaat aus das deutsche Vaterland staatlich sich gestalten zu sehen. Den Studenten, die jetzt die Hochschulen bezogen, erschien der Begriff des deutschen Vaterlandes, den sie sich aus Christentum, Volkstum und Freiheitsliebe unter der Einwirkung von Fichte und Jahn vor allem in der Lützowschen Freischar gestaltet

hatten, klar genug, um sogleich in eine politische Einheit umgesetzt zu werden. In ihnen war die „Bewußtlosigkeit der nationalen Sympathie“, zu der sich Schiller in der Jungfrau und im Tell durchgerungen hatte, eine völkische, moralische und politische Idee geworden. Sie sollte wenigstens an den deutschen Universitäten, der einzigen öffentlichen Einrichtung, die sich als gemeindeutsch fühlen durfte, eine dauernde Stätte finden. So entstand die deutsche Burschenschaft, „gegründet auf das Verhältnis der deutschen Jugend zur werdenden Einheit des deutschen Volkes“. Ihre Farben, schwarz, rot, gold, dünkten den Burschen „aus der glorreichsten deutschen Kaiserzeit, aus der Zeit der ritterlich-festen Hohenstaufen zu stammen“. Sie sollten die neuen Reichsfarben werden. Die Burschenschaft sollte nur eine sein, so die Reichseinheit vorausbedeutend.

Es war ein kurzer Traum, möglich nur in dem Unschuldsalter vaterländischer Dinge, wie Dahlmann später die Zeit von 1815 nannte. Das Wartburgfest mit seinem jugendlichen Überschwang und die Ermordung des russischen Staatsrats Kozebue durch Sand gaben den Regierungen genügenden Anlaß, gegen die große „jakobinische Verschwörung“ einzuschreiten. Schon vier Jahre nach der Begründung des Deutschen Bundes war es klar, daß Bund und Deutschheit Gegensätze seien. Eine Richtung, der Arndt und Jahn, Gneisenau und Boyen verdächtig waren, die Stein als demagogischen Störenfried denunzierte, begab sich damit selbst jedes irgendwie gearteten Verhältnisses zum deutschen Geist. „Der Bund erschien uns“, sagt einer der Jungen von damals, Karl Hase, in seinen Erinnerungen, „nur als eine Polizeianstalt zur Unterdrückung alles nationalen Lebens.“ Die Burschenschaft unterlag den Karlsbader Beschlüssen, die Mainzer Zentraluntersuchungskommission zeigte, nach welcher Richtung zunächst allein eine Tätigkeit des Bundes zu erwarten sei. Der Geist der Freiheitskriege ist zwar durch diese Verfolgungen nicht getötet worden, aber sie waren mit ein Grund dafür, daß die noch in der Burschenschaft vereinigten Tendenzen nun wenigstens im politischen Leben auseinandertraten und daß auch das deutsche politische Leben wieder einen durchaus idealistischen und theoretischen Charakter bekam. Wir können zwei Hauptrichtungen in diesem Leben unterscheiden: die eine nennen wir, nicht im heutigen eingeschränkten Sinne des Wortes, den Liberalismus, die andere die Romantik, wiederum nicht im Sinne einer literarischen Schule, sondern als Lebensrichtung.

Der Liberalismus als politische Weltanschauung der Zeit ist ein Kind der Aufklärung, die erst mit ihm und durch ihn bei uns politisch wird. Die Grundlagen seiner Staatslehre sind die des Naturrechts. Der Staat entsteht durch Vertrag. Das eigentlich Staatsbildende ist der Rousseausche Gesamtwille der im Staate vertretenen Gemeinschaft. Eine Verfassung ist nur da vorhanden, wo die Trennung der Gewalten im Sinne Montesquieus erfolgt ist. Der Staatszweck ist das größtmögliche Glück der größtmöglichen Masse. Die Voraussetzung für die Verteilung der Rechte ist die ursprüngliche Gleichheit aller Menschen. Die Idealform des Staates ist die Republik, nach ihr jedenfalls ist auch die monarchische Staatsform ihrem Wesen nach umzuformen.

Das sind die Grundgedanken, auf denen sich der deutsche Liberalismus aufbaut. Sie haben in dieser Form vor allem Boden in Südwestdeutschland gefunden. Hier war durch die Napoleonische Zeit zunächst eine viel weitergehende Nivellierung der sozialen Verhältnisse erfolgt als im Norden. In weiten Strichen am Rhein war der Adel wirklich depossediert und die Kirche in eine Staatsanstalt verwandelt worden wie in Frankreich selbst. Wenn hier die Restauration einsetzte, so mußte sie bereits Eingelebtes vertilgen. Hier fehlte außerdem eine alte Staats-tradition die, wie in Preußen und Oesterreich, dem Feudalismus einen historischen Halt gab, denn auch alte Kernlande wie Bayern und Württemberg waren durch die Angliederung großer neuer Bestandteile von Grund aus verändert. Endlich waren die geographischen Beziehungen zu Frankreich viel enger als im Norden.

So ist das eigentliche Mutterland dieses Liberalismus Baden geworden und sein einflußreichster literarischer Vertreter Karl Rotteck. Von 1812—1840, seinem Todesjahr, hat er die öffentliche Meinung Deutschlands aufs stärkste zuerst mit seinen historischen Schriften und dann mit seinem seit 1834 erscheinenden Staatslexikon beeinflusst. Man kann dies Werk in seiner Bedeutung wohl mit der französischen Enzyklopädie vergleichen. Auch die Gesinnung, die es verbreiten will, ist die der liberalen Aufklärung, angewendet auf die deutschen Verhältnisse. Sie ist monarchisch, aber vor allem ist sie konstitutionell.

Wie stand nun dieser Liberalismus zur deutschen Frage? Zunächst fand er sein Ideal auswärts, nicht in Deutschland, weder in dem der Gegenwart noch in dem der Vergangenheit. Er fand es in demselben Frankreich, das man soeben noch blutig bekämpft hatte. Denn hier gab es doch selbst unter den Bourbonen ein Parlament mit Redefrei-

heit, und die Reden der Opposition fanden lauten Widerhall in Deutschland. Sodann war unzweifelhaft Frankreich in all den Punkten, die diesem Liberalismus wesentlich schienen, das vorgeschrittenere Staatswesen. Wenn die Liberalen über den Rhein schauten, so geschah das, weil sie ein freies Deutschland als Vaterland zu haben wünschten. Denn die Freiheit stand ihnen jedenfalls über der Einheit. Lieber den alten Zwiespalt als die Herrschaft der Reaktion, die Oesterreich und Preußen zeigten.

Für den deutschen Plan der Liberalen bestand aber noch eine weitere Schwierigkeit. Wie auch die Verfassung ihres deutschen Staates ausgefallen wäre, sie hätte sich zu erheben gehabt auf dem Grundsatz der Volkssouveränität. Sie konnte also nicht gut zustande kommen durch einen Pakt mit jedem einzelnen der deutschen Souveräne, sondern nur durch einen Gesamtbeschluß der Nation, der mindestens die theoretische Absetzung dieser Souveräne zur Voraussetzung hatte. Wir werden sehen, wie wichtig dies für den Verlauf der Bewegung von 1848 geworden ist.

War dieser Liberalismus der einzig mögliche? Die Männer, die wir aus der Zeit der Befreiungskriege als liberal ansprechen möchten, Stein, Arndt, Boyen, gehörten ihm nicht an. Sie haßten ebenso wie den Despotismus die öde Gleichmacherei. Ihr politisches Ideal war nicht Frankreich, sondern England. Sie berührten sich mit dem süddeutschen Liberalismus in der Forderung der Rechtsgarantien für das Privat- und Staatsleben, sie schieden sich von ihnen in der Idee vom körperchaftlichen Aufbau des Staates. Für sie war der Staat kein Vernunftprodukt und nicht aus einem Vertrag entstanden, sondern etwas Ursprüngliches und Notwendiges, in seinem Aufbau ein Abbild des Volkes selbst. Was sie suchten, war der Ausbau der ständischen Rechte zu einer Konstitution.

Diese Richtung ist auch im Süden nicht ohne Anhänger, Welcker, der Genosse Rottecks beim Staatslexikon, steht ihr sehr nahe; aber sie hat ihre Hauptvertreter doch im deutschen Norden gefunden, ihren würdigsten Sprecher in Dahlmann. Er setzt die Reihe der ernsthaften niederdeutschen Charaktere fort, die wir mit Möser beginnen sehen, zu denen wir Stein nach seinem moralischen Wesen rechnen dürfen. Seine „Politik, auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt“, deren erster und einziger Band 1835 erschien, wurde das Grundbuch dieser Richtung. Sie ist in Göttingen geschrieben, also auch in der englischen Einflüssen besonders zugänglichen Luft, aber Dahlmann hatte „auf Grund der gegebenen Zustände“ seine Hoffnungen für ein

neues Deutschland von vornherein fest auf Preußen gerichtet. Es war nur seine Sorge, ob es gelingen werde, diesen Staat von der „neupolitischen Mystik vom Recht auf unbeschränkte Herrschaft“ zu befreien, denn er sah, daß „die ewig wahren Begriffe vom Staate in einen Schleier künstlich eingehüllt werden, zu welchem Schelmerei den Stoff, das Christentum die eingestickten Redensarten abgibt“. Er mußte diese Richtung um so heftiger bekämpfen, als sie in ihren Grundanschauungen von dem ständischen Liberalismus, den er vertrat, nicht gar so weit entfernt war. Es ist die Romantik.

Die Romantik als Lebensrichtung geht in Deutschland zurück bis auf Herder. Sie ist die Reaktion des Gefühls gegen den Verstand, der Phantasie gegen die Regel, des historisch Bedingten gegen das vernunftgemäß Postulierte. Sie ist als Lebensstimmung nur möglich bei Völkern, welche durch eine politische oder geistige Revolution einen Bruch mit ihrer Vergangenheit vollzogen haben, und charakterisiert sich dann als Reaktion gegen diese Revolution. Unsere deutschen Romantiker sind zunächst Literaten, und sie scheinen weltbürgerlich zu beginnen, wie unsere Klassiker enden. Sie schaffen durch eine großartige Übersetzungstätigkeit eigentlich erst die Weltliteratur als Begriff der deutschen Bildung. Aber schon bald tritt die Romantik in den Dienst nationaler Bestrebungen. Ihre Jünger lernen von Fichte, daß nur der Deutsche die Kunst als eine Tugend und eine Religion treibt. So wollen sie selbst sie treiben. Und sie nehmen die Herderschen Ideen von dem Volkstümlichen als Lebensquell jeder Kunst mit viel größerer Energie und viel stärkerer Konzentration auf das Einheimische wieder auf. Sie haben uns das deutsche Volkslied, die deutschen Volksbücher, die Märchen und Sagen wieder geschenkt. Nürnberg, für Nicolai noch eine trostlose Stadt, wurde das Schatzkästlein der Romantik, die Rheinpoesie in nationalem Sinne begann, und als sich zu den Dichtern und Gelehrten die Maler und Kunstsammler gesellten, da stieg die Gotik, die einst der junge Goethe mit Herder entdeckt hatte, siegreich am deutschen Himmel empor, und diesmal mit ihr das deutsche Mittelalter, nicht mehr, wie Goethe in *Von deutscher Art und Kunst* gesagt hatte, als der eingeschränkte, düstere Pfaffenschauplatz, sondern als das eigentliche Idealzeitalter deutscher Geschichte, wo der christlich-germanische Geist die Welt beherrscht hatte, wo ein Hirt gewesen war und eine Herde, ein Gott, ein Reich und ein Kaiser. Von hier aus konnte auch der Katholizismus wieder seine Wurzeln in nationales Erdreich schla-

gen. Damals hat er wieder seinen vollen Anschluß an das deutsche Geistesleben gefunden.

Schon das war von außerordentlicher Bedeutung für das nationale Leben. Die Heimatliebe bekam ein früher ungekanntes moralisches Element. Der Rhein, die Wartburg wurden heilige Stätten, aber auch der landschaftliche Partikularismus der Vergangenheit bekam gemüthliche Tiefe. Aber die Romantik tat mehr. Sie wirkte hinüber auf die Wissenschaft. Die Romantiker steigerten den Herderschen Begriff der dichtenden Volksseele zu dem des denkenden Volksgeistes, und so wurden nicht nur die Dichtung, sondern auch die religiösen Vorstellungen, Sprache, Recht und ein großer Teil des geschichtlichen Lebens als Äußerungen dieses Volksgeistes angesprochen. Damit vollzog sich eine Nationalisierung all dieser Gebiete wie nie vorher. Damals schuf Jakob Grimm die deutsche Grammatik und die deutsche Mythologie, Eichhorn die deutsche Rechtsgeschichte. Es war dieser Geist, der den Freiherrn vom Stein den Plan zu unserer großen nationalen Quellensammlung, den *Monumenta Germaniae historica*, fassen ließ.

Schon damit war gegeben, daß der romantische Geist sich auch politisch auswirkte. Die allgemeinste, aber doch für die Zukunft folgenreichste politische Forderung der Romantik war die von Kaiser und Reich. Erst durch die Romantik haben diese Worte den Sehnsuchtslaut bekommen, der ihnen bis 1870 anhaftet. Man könnte sagen, die Romantiker haben die Blicke der Deutschen von den Verfallszeiten des Reichs abgewendet und auf die Zeiten der „Herrlichkeit“ fixiert. Hier vor allem zeigte sich die Bedeutung der Erweiterung des geschichtlichen Horizonts. Goethe erzählt uns, daß sein geschichtliches Interesse nicht über Rudolf von Habsburg hinaufgereicht habe. Immermann hat sich in seinen Magdeburger Knabenjahren wohl für Gustav Adolf, aber nicht für Otto den Großen interessiert. Jetzt wird das anders. Die Hohenstaufen treten in Geschichte und Dichtung machtvoll heraus, Rückert singt sein Lied vom alten Barbarossa und hat darin die verstreuten Stücke der alten Kaisersage so kunstvoll zusammengefügt, daß sie uns seitdem als die eigentliche Form der Überlieferung erscheinen.

Für das innerpolitische Denken der Romantiker aber wurde ihre Idealisierung des Volksbegriffs von entscheidender Bedeutung. Die Romantiker haben das Volk auch politisch so betrachtet, wie sie es poetisch sahen, als ein Altertum, das man mit allen Mitteln altertümlich erhalten müsse. Für sie gab es keine andern Gliederungen des

Volfes als die „natürlichen“ des Mittelalters, keine andern Betätigungen desselben als die instinktiven und körperschaftlichen aus der Zeit des gebundenen Seelenlebens. So verbündeten sie sich nach pseudoliberalen Anfängen rasch mit dem konservativen Patriarchalismus der Kirche und der absolutistisch bleibenden Staaten; Adam Müller, Görres, Novalis, Haller und Stahl zeigen das jeder von einer andern Seite.

Aber all das blieb Theorie. Zur Herrschaft sind Liberalismus und Romantik nirgendwo in Deutschland gelangt, und deshalb sind beide Richtungen immer doktrinärer und, wie es bei allen von politischer Wirksamkeit ausgeschlossenen Richtungen geht, immer extremer geworden. Deutschland spaltete sich, wie ein so vorzüglicher Beobachter wie Klemens Theodor Perthes 1845 sagte, in zwei Gruppen, „von denen die eine ihr Staatsideal in der Zukunft, die andere in der Vergangenheit sucht. Dem deutschen Staat der Gegenwart aber stehen sie beide in derselben Kälte gegenüber“.

Wer regierte nun aber von 1815—1848 in Deutschland? Das war das deutsche Beamtentum. Mit Recht hat man diese Zeit die klassische Zeit des Beamtentums genannt. Dies Beamtentum hat damals eine enorme Arbeit geleistet, es hat seinen reichlichen Anteil an der schnellen Heilung der Kriegsschäden wie an der großartigen wirtschaftlichen Entwicklung, die in Deutschland etwa mit 1830 einsetzt, der Sollverein ist im wesentlichen sein Werk. Es beseitigt das Defizit in den Staatshaushalten, bringt Ordnung in die Finanzen, niemals früher hat Deutschland Gesetz und Ordnung in dem Maße gekannt.

Aber es bringt zwei Schäden für die nationale Entwicklung mit sich: es ist zunächst seinem Wesen nach partifularistisch und es schafft, auf dem aufgeklärten Despotismus des 18. Jahrhunderts, dessen legitimes Kind es ist, fortbauend nun den neuen, rein staatlichen Partifularismus. Erst durch das Beamtentum ist der preußische, bayrische, hannoversche, badische Staat zu einem so geschlossenen Ganzen geworden, daß sich in den alten und den neuen Teilen zwar nicht gleichmäßig, aber im ganzen doch überraschend schnell ein neues Staatsbewußtsein entwickelte. Damals sind die schweren Bollwerke aufgeworfen worden, die sich selbst einer bundesstaatlichen Einigung lange entgegengestellt haben.

Sodann aber war dies Beamtentum notwendig bevormundend, es ging durchaus von der Annahme eines beschränkten Untertanenverstandes aus. Es war sehr abgeneigt, Ideen, die ihm vom Volke aus

geboten wurden, aufzunehmen, Hartort und Friedrich List haben davon zu erzählen gehabt. Es war stets in Gefahr, den von Stein bekämpften Übeln, dem Mietlingsgeist und dem Leben in Diensthinweisen, zu verfallen. So war es bei all seiner Tüchtigkeit allgemein verhaßt. Die Romantiker mögen es nicht, weil sie überhaupt gegen die im Beamtenstaat liegenden formalen Bindungen sind, und die Liberalen hassen die Beamten als Werkzeuge des Despotismus, ja, sie hassen sie fast um so mehr, je tüchtiger sie sind. Als in Baden ein tüchtiger, freiheitlich denkender Mann Minister wurde, sagten die Liberalen: „Ein Segen für das Land, aber ein schwerer Schlag für die Opposition.“

Diese Zustände konnten nicht dauern, und das Gefühl dafür wächst von Jahr zu Jahr. Jede der revolutionären Bewegungen des Auslandes zittert in Deutschland nach. Der griechische Freiheitskampf zumal bringt auch konservativ gesinnte Kreise in Gegensatz zu dem Metternichschen System. Die Pariser Julirevolution von 1830 trägt ihre Wellen nach Deutschland hinein. Der norddeutsche Liberalismus setzt seine ersten Verfassungen durch. Wie weit der Süden unter den Einfluß des französischen Radikalismus geraten war, zeigte das Hambacher Fest. Auch bei den deutschfühhlenden Rednern war keine Wartburgstimmung mehr möglich. Die Reaktion, die mit neuer Macht einsetzte, stieß auch auf neuen und stärkeren Widerstand. Jetzt wurde auch der Liberalismus literarisch und überrannte die Romantik. Das Junge Deutschland erschien. Seine Führer sind Heine und Börne. Mit ihnen tritt das Judentum in die deutsche Literatur ein. Es ist selbstverständlich, daß ihm das Frankreich der Revolution und wieder das der Julirevolution als ein Ideal erschien. Börnes Gedanken kreisen alle um ein nach dieser Richtung verändertes Deutschland. „Das Vaterland ist seine ganze Liebe“, sagt Heine spöttisch von ihm. Und so ist das Junge Deutschland zunächst überhaupt. Aber sie sind ganz pietätlos. Sie bekämpfen das Alte nicht nur, sie verhöhnen es. Sie haben damit der nationalen Idee einen zweifelhaften Dienst geleistet, einen unzweifelhaften aber der politischen Aufklärung, indem sie Roman, Bühne und Zeitschrift in den Dienst einer Journalistik stellten, die nun mit außerordentlicher Schnelligkeit lernte, die Tagesprobleme zu erfassen und die Hörer und Leser zu packen. Hier war die Schule einer politischen Beredsamkeit, die 1848 mit erstaunlicher Reife vor die Nation trat.

Zugleich aber wächst die Zahl der politisch Interessierten noch von einer anderen Seite her. Hinter die politischen Führer, die Dichter und

Professoren, tritt das Bürgertum. Es wurde zunächst durch die wirtschaftlichen Fragen erneut in das politische Leben der Nation hineingezogen. Seit 1815 hatte das wirtschaftliche Leben in Deutschland erst zögernd, dann immer stärker seinen Aufschwung genommen. Die erste und dringendste Forderung, die das deutsche Bürgertum an die neue Bundesbehörde richtete, war die der einheitlichen Regelung von Handel und Verkehr im Bunde. Seit 1819 arbeitete für diese Zwecke ein Verein deutscher Kaufleute mit dem Sitze in Nürnberg, die Gründung Friedrich Lists, der hier den ersten Hebel für seine kühnen nationalwirtschaftlichen Pläne ansetzte. Es ist für das Schicksal der ganzen deutschen Frage entscheidend geworden, daß auch diese Aufgabe nicht durch den Bund ihre Lösung fand, sondern durch das Sondervorgehen Preußens. Am 1. Januar 1834 vereinigte der Deutsche Zollverein mehr als 23 Millionen Deutsche unter preußischer Führung. Der preußische Finanzminister Moß wie der bayrische Unterhändler Cotta waren schon 1829 gleichmäßig davon überzeugt, daß diese Einigung die festeste Klammer für ein in Wahrheit verbündetes Deutschland sei. Sie haben damit recht behalten, aber den nächsten Vorteil zogen doch nicht die Regierungen, sondern die liberale Einheitsbewegung. Indem Handel und Gewerbe, wie Erich Marcks sagt, auf die nationale Stufe gehoben wurden, gewann die Beschäftigung mit den wirtschaftlichen Fragen ganz anders als bisher politisch-nationalen Charakter. Mit Notwendigkeit drang man von den wirtschaftlichen Einheitsfragen zu den politischen vor. 1841 erschien Friedrich Lists „Nationales System der politischen Ökonomie“, ein Buch, das mit eindringlicher Beredsamkeit und reifer historischer Kenntnis die Lehren eines deutschen Colbertismus verkündete und den Deutschen den Weg durch die Wirtschaftseinheit zur politischen Einheit und zur nationalen Größe wies. Er hat auch schon die „Seefrone“ für Deutschland gefordert, wie es um die gleiche Zeit das jungliberale Deutschland in Herweghs Flottenlied tat.

Ersichtlich war zu dem Gefühl des inneren Wertes, das die Deutschen aus der Erhebung mitgenommen hatten, das Gefühl der inneren Kraft getreten. Es zeigte sich in einer auch das Ausland überraschenden Weise bei der französischen Rheinbedrohung von 1840. Ihr antwortete ein einmütiger Protest der deutschen Fürsten und Völker, wie er auch 1815 noch nicht möglich gewesen war. Beckers Rheinlied zündete im Süden und im Norden. Damals entstand auch Schneckenburgers Wacht am Rhein, die freilich der Zeit ihrer Volkstümlichkeit

noch harren mußte, dazu neue Lieder von Arndt, nicht mehr so völlig wie die alten den Ton der Zeit treffend, und 1841 Hoffmann von Fallerslebens „Deutschland, Deutschland über alles“, in dem das alte Preislied Walthers von der Vogelweide zu neuem, nun erst allgemeinem Leben erwachte.

Ein Nachhall der hier entsachten allgemeinen nationalen Begeisterung war das Fest der Grundsteinlegung zum Ausbau des Kölner Doms 1842. Wieder wirkte hier ein Gedanke der Romantik. Sie zuerst hatte die Deutschen gelehrt den unvollendeten Kölner Dom als Sinnbild der deutschen Geschichte zu betrachten. Jetzt vereinigte sich ganz Deutschland zur Vollendung des Baus, der seit 1516, ein Jahr vor dem Beginn unserer religiösen Krisis, aufgegeben worden war. An dieses Fest schloß sich in Bayern die Eröffnung der Walhalla, des „Tempels deutscher Ehren“, und die Grundsteinlegung für die Befreiungshalle bei Kelheim. Die Sammlungen für Bandels Hermannsdenkmal im Teutoburger Walde kamen in Fluß, und auch auf anderem Gebiete zeigte sich der neu erwachte Gemeinsinn Deutschlands bei der großartigen Liebestätigkeit für das abgebrannte Hamburg. Es war das erstemal, daß ein solches Ereignis als eine Angelegenheit der Nation empfunden wurde.

Aber dies alles hatte doch keine andere Wirkung, als daß die Spannung zwischen dem bestehenden politischen Zustand und den Wünschen der Nation beständig wuchs. Der hannoversche Verfassungsbruch von 1837 hatte die Hoffnung des Liberalismus, seine Forderungen mit Beiseitelassung des Bundes zunächst auf dem Boden der wichtigsten Einzelstaaten durchzusetzen, als eitel erwiesen. Eine Reform konnte nur von einer ganz Deutschland umfassenden, sich auf ganz Deutschland beziehenden Bewegung ausgehen. Zugleich sah sich nun auch der norddeutsche Liberalismus in die Opposition gedrängt. Die „Göttinger Sieben“, die sich geweigert hatten, die alte Verfassung als aufgehoben zu betrachten, wurden Helden der Volkstümmlichkeit. Jakob Grimms Rechtfertigungsschrift mit dem Nibelungenvers als Motto: War sint die Eide komen? zeigte in ihrer edlen Würde aller Welt, wie es in Deutschland aussah. Da die Nation kein gesetzliches Organ besaß, Wünsche auszusprechen, so wurden die seit 1840 wieder erstehenden Burschentage, die Turner- und Schützenfeste, die Gelehrtenversammlungen aller Art Stätten politischer Kundgebung und ebenso Ursachen des Argwohns der Regierungen. Und doch wurde hier ein gut Teil jener poli-

tischen Mäßigung geschaffen, die wir in der Paulskirche wiederfinden werden.

Mehr und mehr schärften sich auch die Blicke der Zeitgenossen für diejenigen innerstaatlichen Probleme, für die weder der Liberalismus noch die Romantik eine Lösung bot. Es waren gerade die wichtigsten der deutschen Entwicklung. Die Frage, welche Macht Deutschland zur Einheit und Freiheit führen könne, wurde neu gestellt, und der Schwabe Paul Pfizer wagte in seinem Briefwechsel zweier Deutschen 1831 zu antworten: Preußen. Er fand, daß sich Österreich seit der Reformation von Deutschland getrennt habe, Preußen aber in seinem Militärsystem ein wirksameres und populäreres Element besitze als irgendein Staat Europas. In Sachsen gründete Karl Biedermann 1842 eine Deutsche Monatschrift für Politik und öffentliches Leben zur Vertretung der Forderung: Anschluß sämtlicher Staaten zweiten und dritten Ranges an Preußen. Friedrich von Gagern klärte in stiller politischer Selbstkritik bis 1834 den Begriff des Bundesstaates ab, und wiederum Pfizer fand 1835 eine Lösung der staatsrechtlichen Fragen, die bereits in allen Hauptpunkten die Bismarcksche des Norddeutschen Bundes vorwegnahm.

Immer klarer wurden so die Ziele, immer breiter flutete der Strom der politischen Interessen, immer sichtbar aber wurde auch der Unmut der Nation über die politischen Zustände der Gegenwart. Es brauchte nur noch ein paar Anstöße, um die nur scheinbar noch ruhige Masse der deutschen politischen Fragen in Bewegung zu bringen. Der Sonderbundkrieg in der Schweiz, wo in schnellen Schlägen die radikale und zentralistische Partei die ultramontanen Vertreter des Kantönligeistes überwunden hatte, galt allen Freiheits- und Einheitsfreunden in Deutschland als Aufforderung zu eigenen Taten. Und schon winkte einem einigen und kräftigen Deutschland im Norden eine hohe Aufgabe: der offene Brief König Christians VIII. vom 8. Juli 1846 hatte die lange bestehenden Bestrebungen auf Eingliederung von Schleswig-Holstein in die dänische Monarchie offenkundig gemacht. Und je sanftmütiger der Bund protestiert hatte, desto kräftiger loderte die nationale Begeisterung in ganz Deutschland, und im Süden vielleicht noch kräftiger als im Norden, auf. Denn hier war nun ein neues Elsaß, aber ein noch nicht verlorenes, ein Außenwerk des Deutschtums, angegriffen durch den regsamen Nationalismus eines lange von Deutschland geistig abhängigen Volkes und von einem den Fort-

bestand seiner Staatseinheit erstrebenden Königshause. Der Kampf um das Deutschtum Schleswig-Holsteins ist für die Entwicklung des deutschen Nationalbewußtseins im großen Vaterlande vielleicht noch wichtiger geworden als für das der Betroffenen selbst. Hier war nun außerdem eine Gelegenheit, die liberalen und die nationalen Ideen zu verbinden wie nicht leicht sonst irgendwo. Wie die Romantik das Elsaß zu einem Ziel nationalen Strebens gemacht hatte, so jetzt der Liberalismus die deutsche Nordmark. Für ihn war sie „das letzte Terrain, auf welchem sich unser Idealismus noch behauptet“.

Und zu alldem seit 1840 auf dem preußischen Throne ein Mann, der, von der romantischen Kunst- und Religionsauffassung herkommend und von ihr aus seine Staatsauffassung modelnd, mehr noch als die liberalen Doktrinäre und Revolutionäre die Gärung einer schon aus den Fugen geratenden Zeit förderte. Aufgeschlossen für alle höchsten Ideen der Zeit, blieb er doch in seinem Wesen ein rückwärts gewandter Mensch, für Freiheit und Deutschtum schwärmend, enttäuschte er doch vom ersten Schritte an und wurde enttäuscht. Eine Hamletnatur, wie man mit Recht gesagt hat, völlig unfähig, seine Zeit zu leiten, aber höchst geeignet, sie uns Nachlebenden mit all ihren Schwächen und Stärken zu spiegeln.

In diese Atmosphäre schlug der Wetterschlag der Pariser Februarrevolution. Er mußte eine Bewegung entfachen, so allgemein, wie sie Deutschland seit der Reformation nicht mehr gesehen hatte.

4. Der Versuch der Begründung des deutschen Volksstaats.

Die Revolution von 1848 ist auch darin ein echtes Erzeugnis der deutschen Geschichte, daß sie das Tumultuarische unserer Entwicklung so getreulich spiegelt. Man möchte sagen, der Anblick, der sich uns bietet, ist wie bei der Reformation und der Bewegung von 1813, der eines der alten deutschen Holzschnitte, die „vollgestopft sind mit Figuren“. Für unsern Zusammenhang aber genügt es, wenn wir unsere Blicke lediglich auf die Versammlung in der Paulskirche in Frankfurt richten und ihren Versuch, den deutschen Volksstaat zu begründen.

Das erste deutsche Parlament ist geboren aus dem Volkswillen, der, unter dem Eindruck der französischen Ereignisse unwiderstehlich vorwärtsströmend, den Bundestag überrannte, die Regierungen lähmte.

Es sah in sich versammelt die geistige Blüte der Nation, Vertreter aller Richtungen des deutschen Lebens. Es stellte sie vor eine Aufgabe, wie sie noch nie einem Parlament gestellt worden war. Denn es galt nicht nur die deutsche Freiheit, sondern auch die deutsche Einheit, nicht nur die deutsche Verfassung, sondern auch den deutschen Staat zu schaffen, und nicht aus einem Nichts zu schaffen, sondern mit mehr oder weniger starker Anknüpfung an eine tausendjährige Vergangenheit und mit mehr oder weniger großer Rücksicht auf die bestehenden deutschen Staaten, die in Umfang, politischer, geistiger und sozialer Entwicklung die größten Verschiedenheiten aufwiesen.

Das Parlament schuf zunächst durch den „kühnen Griff“ Gagerns die provisorische Zentralgewalt und ließ sich dabei die Zustimmung des Bundestags gefallen. Es wollte also eine Konstituante, aber kein Konvent sein. Dann nahm es die Festsetzung der deutschen Grundrechte in Angriff. Es hat darüber vom 4. Juli bis 13. Oktober in langen Redeschlachten gefochten und damit eine kostbare Zeit verloren. Man hat ihm daraus und überhaupt aus diesem doktrinären Beginn der Beratungen einen schweren Vorwurf gemacht. Zunächst verdient, was schließlich zustande kam, diesen Vorwurf nicht. Denn diese Grundrechte enthalten allerdings Kleinstes neben dem Wichtigsten, sie scheiden nicht zwischen Grundrechten und Grundsätzen, aber im übrigen sind sie unsere Grundrechte geworden. Sodann aber zeigte sich doch in dieser Beratung der Grundrechte sogleich nach der Festsetzung der provisorischen Zentralgewalt der Wettstreit der Ideen der Einheit und der Freiheit. Hatte jene, vordrängend, den ersten Schritt der Versammlung bestimmt, so regte sich jetzt übermächtig die zweite. Die Farben schwarzrotgold hießen ja nicht bloß die Einheitsfarben, sie waren für mindestens ebenso viele Deutsche, vielleicht für die breiten Massen ausschließlich, die „Farben der Freiheit“. Man wollte, wie Rudolf Haym sagt, der über die Verhandlungen trotz seiner Jugend mit reifster Einsicht berichtete, einen Katechismus der Volkswünsche, eine Magna Charta der Freiheiten des Volkes, die auch bleiben müsse, wenn das Werk unterbrochen werden sollte. „Man sollte die Arbeit des allgemeinen Geistes, die seit dreiunddreißig Jahren in Deutschland geschehen sei, legalisieren.“

Und waren nicht die Grundrechte wirklich die notwendige Grundlage eines Verfassungsbaus? Nicht nur in dem französischen Sinne, der eine Verfassung ohne solche Festlegungen nicht kannte, sondern

insbesondere dann, wenn man nicht den Einheitsstaat, sondern den Bundesstaat wollte? Denn die Grundrechte sollten nach dem Einführungsgesetz die Norm für die deutschen Einzelverfassungen sein, sie hätten den größten Mangel in der bisherigen politischen Entwicklung Deutschlands, die Ungleichheit der Fortschritte der einzelnen deutschen Staaten auf dem Wege zur bürgerlichen Freiheit, mit einem Schlage beseitigen sollen, sie hätten endlich die Freiheitsbestrebungen daran verhindern sollen, sich partikularistisch zu zersplittern. Aber freilich, man wollte mit diesen Beratungen auch den Austrag der Gegensätze verschieben, die nun bei der Beratung über die eigentliche Reichsverfassung und vor allem bei der Frage des Reichsoberhauptes aufs schärfste aufeinanderstoßen mußten.

Was endlich nach abermals sechs Monaten, im März 1849, als Verfassung des Deutschen Reichs zustande kam, war doch ein imponierendes Werk, getragen von dem Gedanken der Volkssouveränität, aber in nichts so ideal, daß nicht ein politisch reifes und zum Handeln bereites Volk es hätte durchführen können. Da waren die Rechte des Reichs und der Einzelstaaten im wesentlichen so geschieden, wie es Friedrich von Gagern in seinen Denkschriften entwickelt hatte, also Heer, Marine und auswärtige Politik dem Reiche, ebenso die Gesetzgebung über Schifffahrt, Flußverkehr und Eisenbahnen, ein einheitliches Zoll- und Handelsgebiet war gedacht, ebenso Einheit in Münze, Maß und Gewicht. Die Einnahmen bestehen aus Zöllen und Matrikularbeiträgen. Auch der große Grundsatz, daß Reichsrecht Landesrecht bricht, war klar und deutlich formuliert. Die Spitze monarchisch, ein Kaiser der Deutschen aus einem der regierenden Häuser Deutschlands zu wählen, die Würde erblich im Mannesstamme. Neben ihm ein Reichstag, bestehend aus Staatenhaus und Volkshaus, im Staatenhaus die Vertreter der Einzelstaaten, zur Hälfte durch die Regierungen, zur Hälfte durch die Parlamente ernannt, das Volkshaus aus Abgeordneten des deutschen Volkes nach dem allgemeinen Wahlrecht gewählt. Diese Verfassung war demokratisch, sie „nullifizierte“ die Einzelstaaten als Träger der Reichsgewalt, aber sie drückte damit nur aus, daß die Ideen der Einheit und der Freiheit, wie Uhland sagte, nicht „von der monarchischen, dynastischen, aristokratischen Seite der bisherigen deutschen Entwicklung ausgegangen waren“, das deutsche Fürstentum hatte sich seinen Platz in der deutschen Verfassung erst zu erobern.

Aber das Schwerste stand noch aus, die Wahl des Oberhauptes. Schon daß man sich entschlossen hatte, einen Kaiser an die Spitze Deutschlands zu stellen, war erstaunlich. Heinrich Laube hat uns bezeugt, welche Überraschung dieser Plan, als er im Mai zuerst im Entwurf des Verfassungsausschusses bekannt wurde, in ganz Deutschland hervorgerufen hatte. „Die Revolution und ein Erbkaiser,“ sagte später noch Uhland, „das ist ein Jüngling mit grauen Haaren“. Nicht minder erstaunlich war der Kaiser über einem Bundesstaat. Hier wirkte eben die Romantik, die auch Dahlmann und all die alten Burschenschaftler, ja sogar die Männer des Hambacher Festes, wie Karl Vogt zornig an Herwegh schrieb, zu „vollkommenen Aristokraten“, und zwar aus Poesie machte.

Und nun galt es, das österreichische Problem anzufassen. Will man es in seiner ganzen Schwere verstehen, so muß man die besondere Stellung Österreichs in der deutschen Entwicklung und die innere Struktur dieses Staates gleichmäßig ins Auge fassen. Seit der Reformation, noch stärker seit dem Dreißigjährigen Kriege war Österreich aus Deutschland herausgewachsen. Schon Pufendorf hatte gesehen, daß in Österreich alles so geordnet sei, daß es sich, vom Reiche gelöst, sogleich als ein selbständiges Staatswesen konstituieren könne. Seit 1804 war das auch äußerlich geschehen, der Kaiserstaat führte die großen Kriege der Folgezeit als europäische Macht und war gewillt, dies zu bleiben. Im Innern aber war dieser Staat immer mehr ein buntes Völkergemisch geworden, dessen Einheit nur in der Person des Monarchen, dem Heere und dem Beamtentum ruhte und ruhen konnte. In dieser Hinsicht war die Politik Metternichs, die von jeder Berücksichtigung des Volksgeistes absah, notwendige österreichische Staatspolitik gewesen. Und insofern sie von der deutschen Beamten- und Heeresprache als einer selbstverständlichen Tatsache ausging, war sie auch deutsche Politik im österreichischen Sinne gewesen. Anton Springer hat scharfsinnig darauf hingewiesen, wie für die österreichischen Deutschen die politische und Kulturhegemonie in dem großen Reiche der Donaumonarchie die erste Frage war, wie sie die Mißstände der Kleinstaaterie nicht empfinden konnten, ebensowenig die Mißachtung des Deutschtums im Auslande auf der eigenen Haut fühlten. Die Revolution war also für Österreich zunächst ein Nationalitätenproblem. Fast gleichzeitig flog die Mine in Wien, Prag, Preßburg, Ofen-Pest und Mailand auf. Die Nationalitäten alle, nicht bloß die Deutschen, forderten ihren Anteil an dem neuen

Österreich. Sie alle, auch die Deutschen, waren, wollend oder nicht, daran, Österreich in einen Föderativstaat aufzulösen.

Das Werk der Pragmatischen Sanktion, Maria Theresias und Josephs II. wurde erhalten und wiederhergestellt durch die Armee Radetzky's, der Grillparzers berühmtes: „In deinem Lager ist Österreich“ galt, durch Windischgrätz und Schwarzenberg, die für Österreich die Verkörperung der alten, absolutistischen Tradition bedeuteten. Und nun kam Frankfurt und die deutsche Frage. Man hat sie in Wien sogleich in ihrer Bedeutung erkannt. Schon aus Rivalität mit Preußen konnte man sie nicht vernachlässigen. Die Erklärung Friedrich Wilhelms IV., er stelle sich an die Spitze der deutschen Bewegung, bedeutete nicht nur das Wiederaufleben des alten Gegensatzes Habsburg-Hohenzollern, sie reizte auch das österreichische Staatsgefühl, das die Regierung Metternichs gerade unter den Deutschen erzeugt hatte. Aber der zweite Revolutionssturm vom 15. Mai hatte Österreich faktisch ausgelöst, schwarzgelb hieß konservativ-reaktionär, schwarzrotgold bedeutete deutsch-liberal, aber auch die Teilung Österreichs in Provinzen, über die Frankfurt verfügen konnte. Dazu aber war man zunächst dort sehr geneigt. Wie groß am Anfang die Sympathien für das alte Erzhaus waren, zeigte die Wahl des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser. Als man damals auch Friedrich Wilhelm IV. nannte, erscholl Gelächter. Die österreichischen Abgeordneten träumten damals schon von einem habsburgischen Kaisertum über Deutschland. Aber unterdessen hatte sich der Kern der österreichisch-deutschen Frage enthüllt. Die ersten Paragraphen der Reichsverfassung, wie sie im Oktober 1848 angenommen wurden, sahen für Österreich nur den Eintritt mit seinen deutschen Provinzen in das Reich vor. Und vor die Frage gestellt, ob es als einiger Großstaat weiterbestehen oder sich in zwei durch Personalunion verbundene Hälften spalten wollte, hatte Österreich schon am 27. November 1848 durch den Mund des Fürsten Schwarzenberg, des Bändigers der Revolution, erwidern lassen, daß es ein einiges, unteilbares Ganze bleiben wolle.

Man hat von österreichischer Seite neuerdings ganz mit Recht betont, daß diesem Widerspruch Österreichs genau ein gleicher Preußens entsprechen hätte; auch die liberalen preussischen Ministerien des Sommers 1848, auch die von Ludolf Camphausen und David Hansemann, haben sich dem neuen Deutschland versagt, wenn es die Auflösung des Heimatstaates bedeuten sollte. Darauf wird zurückzukommen sein. Aber es war doch so, wie Dahlmann schließlich sagte, daß Deutschland nur an

den Hohenzollern, nicht an den Habsburgern ein Herrscherhaus haben könne, das sich ihm ganz widme, ja, das nicht anders könne, als sich ihm ganz widmen.

Zumal, wenn man eine monarchische Spitze, wenn man einen Erbtaiser wollte. Den aber wollten alle, welche neben der Freiheit den Machtzweck unverrückt im Auge hielten. „Die Bahn der Macht“, sagte Dahlmann, „ist die einzige, die den gärenden Freiheitstrieb befriedigen und sättigen wird, der sich bisher selbst nicht erkannt hat; denn es ist nicht bloß die Freiheit, die er meint, es ist zur größeren Hälfte die Macht, die ihm bisher versagte, nach der es ihm gelüftet.“ In einem deutschen Machtstaat aber war nur eine absolute Unterwerfung Deutschlands unter das neu konstituierte ganze Österreich möglich oder der Austritt Österreichs.

Diese Folgerung zog Gagern. Am 13. Januar 1849 drang sein Antrag durch, dessen Sinn war: das außerösterreichische Deutschland schließt sich zu einem engeren Bunde zusammen und tritt mit Österreich in Verhandlungen über einen weiteren Bund. Wir haben seitdem deutlich erkannt, daß dies der Weg der deutschen Zukunft gewesen wäre. Damals beschritten, hätte er einem Mitteleuropa vorgearbeitet, wie wir es dann nur wie ein Phantom im Weltkriege haben auftauchen sehen. Aber eine große Mehrzahl der besten Deutschen sah damals in diesem Plane zunächst nichts als den Ausschluß der deutschen Brüder in Österreich aus dem neuen Reichskörper. Konnte sich schon Friedrich Wilhelm IV. Deutschland ohne Triest und Tirol und das herrliche Erzherzogtum nicht vorstellen, wieviel tiefer mußte der Gedanke der Trennung die Süddeutschen berühren, die sich durch tausend Bande mit Österreich verbunden fühlten. Nicht nur die Katholiken unter ihnen, auch die Protestanten und Demokraten Friedrich Theodor Vischer und Ludwig Uhland wollten nicht ihr Ja dazu geben, daß ein deutscher Volksstamm aus dem Vaterhaus scheide, um in die Fremde zu wandern. Viele sahen auch schon die drohende Einbuße an wirklicher Machtstellung, die Deutschland erleiden mußte, wenn es sich von dem Wege, der donauabwärts führte, zurückzog. König Max von Bayern hat das deutlich ausgesprochen. Auch Gagern wußte das. Er erkannte als das Ziel der deutschen Einheit, „daß wir der Bestimmung nachleben können, die uns nach dem Orient zu gesteckt ist; daß wir diejenigen Völker, die längs der Donau zur Selbständigkeit weder Beruf noch Anspruch haben, wie Trabanten in unser Planetensystem einfassen“. Aber er

wollte diese Bildung der Zukunft überlassen und für die Gegenwart den deutschen Staat.

Noch einmal traten sich die beiden großen Tendenzen unserer Entwicklung zu persönlichem Ringen gegenüber: die Gegensätze von Volksgemeinschaft und Staatsbildung. Sie waren bei uns tiefergreifend als bei irgendeinem anderen Volke. Ihr Austrag war nur noch mehr erschwert worden, seit die Romantik auch den Staatspolitikern das Bild der alten deutschen Staatsgemeinschaft des heiligen Römischen Reichs zu dem eigentlichen Ausdruck der geschichtlichen deutschen Nation verklärt hatte, was es doch in diesem Sinne nie gewesen war, und seit der Liberalismus den Volksfreunden das lebende deutsche Volk auch als eine einheitliche politische Gemeinschaft erscheinen ließ, was es noch nicht war. In den Reden Uhlands und Dahlmanns wider und für das Erbkaisertum ist dieser Zwiespalt zu klassischem Ausdruck gelangt.

Die Entscheidung gab schließlich doch Österreich. Am 4. März 1849 erhielt der Gesamtstaat seine oktronierte Verfassung, am 9. März verlangte eine Note Schwarzenbergs den Eintritt Gesamtösterreichs in den neuen Deutschen Bund, der an seiner Spitze ein Direktorium, unter diesem ein Staatenhaus, aber keine Volksvertretung haben sollte. Er hätte im wesentlichen eine Einheit für auswärtige Politik und Volkswirtschaft dargestellt, im übrigen aber wieder eine ruhende Masse in der Mitte Europas, nur daß in ihr Österreich voll und unbedingt geleitet hätte. Vielleicht, wenn sich damit die handelspolitischen Ideen Brucks hätten verbinden können, wäre auch so ein wirtschaftliches Mitteleuropa unter Leitung der deutschen bürgerlichen Arbeit entstanden, die Idee des nationalen Volksstaates aber wäre auch damit begraben gewesen.

So siegte in Frankfurt die kleindeutsche Partei, die Partei der preussischen Spitze. Aber es ist doch bezeichnend, daß die entscheidende Rede für das preussische Erbkaisertum von einem Manne gehalten wurde, der bis dahin ein großdeutsch denkender süddeutscher Liberaler gewesen war, von Welcker, dem Mitherausgeber des Staatslexikons. An ihm und an manchem anderen Süddeutschen zeigte sich die erziehende Kraft des Gedankens des deutschen Staates. Freilich, der Sieg war teuer erkauft. Die demokratische Minderheit mußte gewonnen werden, und sie war nur zu gewinnen durch die äußersten Konzessionen an den Freiheitsgedanken. Das Kaisertum, dem man zustimmte, sollte nicht nur von Volkes Gnaden, es sollte auch dauernd von dem Volkswillen abhängig sein. Demokratie und Kaisertum oder keines von beiden. Nur

so kam die Mehrheit zustande, die am 28. März 1849 Friedrich Wilhelm IV. mit der höchsten Würde der deutschen Nation bekleidete.

Friedrich Wilhelm IV. hat diese Krone abgelehnt, nach einigem Schwanken, aber schließlich doch mit einer Begründung, die seiner ganzen Natur entsprach: er wollte keine Krone von Volkes Gnaden, er wollte nicht der Leibeigene der Revolution sein. Damit war der Traum vom Deutschen Reiche für diesmal begraben. In blutigen Aufständen, die viel mehr Greuel brachten als das Jahr 1848 selbst, machte sich der Groll des abermals getäuschten Volkes Luft. Das Parlament löste sich auf. Am 2. September 1850 wurde der Bundestag wieder eröffnet.

Die Gründe des Scheiterns der großen Bewegung sind uns heute ohne weiteres klar. Der deutsche Idealismus zerschellte an der Wirklichkeit der politischen Entwicklung, deren Kräfte er unterschätzt hatte. Die Träger der Einheitsbewegung waren nur die Gelehrten und das gebildete Bürgertum gewesen. Die breiten Volksmassen aber lebten entweder in dem partikularen Konservativismus ihres Einzelstaats fort oder sie dachten sich die Revolution als eine soziale. Von diesem Standpunkt aus konnten ihre fortgeschritteneren Führer wohl meinen, daß das ganze Werk der Paulskirche nur der konsequente und reine Ausdruck einer eben untergehenden Zeitperiode sei, wie es Lassalle später ausdrückte. Dafür sprach genugsam, daß in dem ersten Entwurf des Wahlgesetzes zum Volkshause das allgemeine Wahlrecht lediglich als das der beruflich Selbständigen verstanden war.

Aber es ist begreiflich, daß für viele, die seit 1815 an einem deutschen Volksstaat mitgearbeitet hatten, dieses Scheitern ihrer Hoffnungen eine furchtbare Enttäuschung war. Ein dumpfer Pessimismus bemächtigte sich weiter Kreise. Die Philosophie Schopenhauers erlebte ihre erste Blüte. Was die Versammlung in der Paulskirche dennoch Dauerndes geleistet hat, können wir nicht besser ausdrücken, als wenn wir die Worte, die der jugendliche Rudolf Haym 1850 seiner Partei, der schließlich siegreichen Partei der Mitte widmete, auf die ganze Versammlung übertragen: „Sie hat den Gedanken eines deutschen Bundesstaats unter Preußens Führung und umgeben mit den Formen parlamentarischer Regierung nicht bloß herausgearbeitet, sondern ihn zu momentaner Existenz gebracht“.

Hatte die Nation sich 1815 ein Vaterland errungen, so besaß sie jetzt den idealen Grundriß eines deutschen Staates. Und diese Idee blieb unverloren. Die Zeiten des Vormärz konnten auch für die poli-

tische Einheitsbewegung nicht mehr wiederkehren. Die Nation hatte, wie Gustav Freytag sagte, Bedürfnisse und Sehnsucht abgeklärt zu Wollen und Entschluß.

5. Die Begründung des deutschen Machtstaats.

Die Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins in den Jahren 1848—1867 und darüber hinaus bis zur Gegenwart ist in ihrer Hauptsache die der Auseinandersetzung mit der preußischen Staatsidee. Alles Großartige und alles Schmerzlichste, alles Heroische und alles Komplizierte, was dieser Zeitraum seiner Geschichte aufweist, hängt mit dieser Auseinandersetzung zusammen. Es ist deshalb notwendig, daß wir das Wesen des preußischen Staates zu erfassen suchen, ehe wir der Auseinandersetzung selbst folgen.

Die Geschichte des preußischen Staates ist so wenig geradlinig wie die irgendeines anderen, aber sie hat zwei Eigenschaften, welche sie von der anderer deutscher Staaten unterscheiden: sie hat die Tendenz, sich gleichsam unwillkürlich immer wieder auf das gleiche Ziel einzustellen, und sie hat Fürsten, welche sich dieses Ziels bewußt werden und dies Bewußtsein ihren Nachkommen vererben. Nichts ist hier lehrreicher als das Studium der politischen Testamente der Hohenzollern.

Das Ziel der preußischen Politik ist der Machtstaat. Die Wohlfahrt der Untertanen spielt nur insoweit eine Rolle, als sie dem Machtbegriff dient. Der Fortschritt der Entwicklung aber liegt darin, daß man immer deutlicher den Zusammenhang zwischen dieser Wohlfahrt der Untertanen und der Macht des Staates erkennt, daß man immer weitere Kreise in den Staatsbau einbezieht, aber nur insoweit, als man sie nutzen kann. Damit ergibt sich ein einzigartiges Verhältnis zwischen Freiheit und Macht, zwischen materiellen und politischen Interessen. Die Grundlagen der Macht werden ständig verbreitert, aber die Grundsätze nie verlassen. So finden wir nur hier und in Österreich eine durch die Jahrhunderte stetige auswärtige Politik, aber nur hier und nicht in Österreich einen Zusammenhang auswärtiger und innerer Politik derart, daß die auswärtige die führende bleibt.

Diese Entwicklung des brandenburgisch-preußischen Staates beginnt merkwürdig spät, erst mit dem Großen Kurfürsten. Vorher ist Brandenburg ein Territorialstaat, der an wirtschaftlichen Fortschritten erheblich hinter Sachsen, an staatlicher Ordnung hinter diesem, Bayern und Österreich zurücksteht. Vergleicht man es gar mit Frankreich, so hat

man mit Recht von einer um 300 Jahre verlangsamten Entwicklung gesprochen. Aber hier, bei dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, treten sogleich alle Eigentümlichkeiten der preußischen Politik hervor. Sein Großvater Johann Sigismund war mehr aus Gewissensgründen als aus politischen Erwägungen vom Luthertum zum Calvinismus übergetreten. Jetzt erhielt das Bedeutung. Der Große Kurfürst erscheint als ein Nachfolger jener Fürsten der protestantischen Bewegungspartei des 16. Jahrhunderts; Brandenburg gewinnt die Führerstellung des deutschen Protestantismus, kurz bevor Sachsen sich endgültig von diesen Interessen zurückzieht. — Im Innern bricht der Kurfürst die Macht der Stände. Damit folgt er dem Zuge des Zeitalters. Aber nirgendwo wird es so klar wie hier, daß es die militärischen Interessen sind, die den Kampf bedingen, und daß sich mit dem neuen Absolutismus zugleich die Staatsidee über den Partikularismus der Landschaften erhebt.

Diesen Teil seines Werkes hat dann König Friedrich Wilhelm I., „Preußens größter innerer König“, weitergeführt. Er hat den preußischen Beamtenstaat geschaffen, den Adel als Militär- und Beamtenadel in die Monarchie hineingezogen. Aber auch er hat „der Junker ihre Autorität“ nur insoweit ruiniert, als es der Machtzweck erforderte. Sein Staat und auch der Friedrichs des Großen blieb ein Ständestaat, der mit den Institutionen des Absolutismus überbaut war. Unter ihnen lagen die alten Stände, aber jetzt als Fundamente des Machtstaats.

Zugleich haben diese beiden Herrscher begonnen, den preußischen Staat zu einer moralischen Persönlichkeit auszugestalten. Nur hier wiederum sind die Antriebe, die nach dieser Richtung im Protestantismus lagen, voll wirksam geworden. Es vollzog sich eine ganz besondere Verbindung des religiösen Moments mit dem Staatsbegriff. Sie vollzog sich einerseits so, daß die Religion eines Teils ihrer dogmatischen Bestandteile entleert wurde, um größeren Raum für ein militärisch formuliertes Sittengesetz zu bieten, der Adel in Heer und Verwaltung lernte, wie es König Friedrich Wilhelm I. gehofft hatte, „keinen Herren zu kennen als Gott und den König von Preußen“, und anderseits so, daß der Staat als ein sittlich autonomes Wesen seine eigenen Zwecke nach innen und außen aus der ihm dienstbar gewordenen Religion rechtfertigte. Den letzten Schritt in dieser Richtung tat Friedrich der Große, indem er jenes religiöse Moment nun völlig säkularisierte, dadurch daß er die Idee des Staates von ihrer Verbindung mit dem positiven Bekenntnis löste und ebenso dann aus den Anschau-

ungen der Aufklärung heraus den Staatsbegriff von der Person des Fürsten trennte. Das Bewußtsein, dem Staate als solchem zu dienen, hat er zunächst nur seinen Beamten einflößen können, hinter ihm stand, wie Justus Möser sah, noch nicht sein ganzes Volk; das Gemeinwesen, das er hinterließ, war, wie Ranke sagt, keineswegs durch freien Entschluß aus der Nation hervorgegangen, aber er hat damit doch dem Staate Dauer gegeben über sich hinaus und eine preußische Staatsgesinnung geschaffen, die sich nicht mehr verlieren sollte.

Wir haben gesehen, in welchem eigentümlichem Verhältnis der Staat Friedrichs des Großen zum Aufschwung unserer Literatur stand. Er ist für das geistige Deutschland der damaligen Zeit zum guten Teil Ausland; Kräfte, die ihm angehören wollen, wie Lessing, stößt er von sich, andere, die ihm angehören, wie Winkelmann und Herder, wenden sich von ihm ab. Trotzdem ist er das erste Staatsgebilde seit dem Untergang der alten Kaiserherrlichkeit, das als solches in unserem Geistesleben überhaupt eine Rolle spielt, und diese Rolle hat es nicht mehr verloren.

In den Befreiungskriegen nun erleben wir das denkwürdige Schauspiel, daß sich dieser Staat in seinen Grundlagen als unzerstörbar erweist, und daß zugleich die geistige Blüte Deutschlands sich an ihn herandrängt. Damals vollzieht sich eine erste Verbindung deutschen Geisteslebens mit der preußischen Staatsidee. Der vollkommenste dichterische Ausdruck dieser Verbindung ist Kleists Prinz von Homburg. Der Große Kurfürst, der den Zufallssieg nicht will, sondern „das Gesetz, die Mutter meiner Krone, das ein Geschlecht von Siegen mir erzeugt“, der alte Kottwitz, der gegen dies Gesetz das Recht der persönlichen Hingabe auch ohne Order verteidigt, endlich der Prinz selbst, der diesem Gesetz sich zu opfern in dem Augenblicke beschließt, wo es ihm freisteht, sich von ihm zu lösen, das sind alles ebensoviel Typen preußischer Staatsgesinnung, verklärt durch den reifen Idealismus der neuen deutschen Bildung. Man braucht nur Grillparzers Habsburgerdramen dagegenzuhalten, um den ganzen Unterschied der Entwicklung hier und dort zu erkennen. In Osterreich ein Dichter, der über den Widersinn des Lebens auch da nicht hinwegkommt, wo er seinen Staat bejaht, in Preußen einer, den der Gedanke an den Staat zum ersten und einzigen Male über den Widersinn des Lebens erhoben hat, an dem er als Mensch zugrunde gehen sollte. Im übrigen bleibt in dem Preußen der Reformzeit die Verschmelzung des deutschen Geistes mit dem preußi-

schen, wie sie Stein und Gneisenau planten, unvollendet. Was aus den Befreiungskriegen wieder auftaucht, das ist, wie Otto Hinze mit Recht betont hat, der Staat Friedrichs des Großen, aber nun doch gestellt auf die Kräfte des Volkes und durch die neuen Erwerbungen ein „Deutschland im Kleinen“ mit all seinen Stammesgegensätzen.

Dieser Staat wird wie Österreich ein Hort der Reaktion. Aber er entbindet doch ganz anders als Österreich seine wirtschaftlichen Kräfte, er hat in sein Heerwesen durch die glückliche Reform Boyens die ganz demokratische Institution der Landwehr aufgenommen, und er besitzt in seinem durch Altenstein und Johannes Schulze neugestalteten Universitäts- und Schulwesen ein Element der theoretischen Freiheit, das gerade durch seine innerliche Verschiedenheit von dem Grundcharakter des Staates die Antriebe zu einer fortdauernden Auseinandersetzung zwischen Idee und Wirklichkeit enthielt. So hört Preußen auch in den Zeiten der Reaktion nicht auf, Ziel und Wunsch der geistigen Vorkämpfer Deutschlands zu sein. Ja, wie es das Glück gehabt hat, von dem Sachsen Lessing glorifiziert, von dem Nassauer Stein regeneriert zu werden, so begegnet es ihm jetzt, daß es von dem Schwaben Hegel dogmatisiert wird. Daß die Staatsauffassung Hegels ebenso wie die Sichtes ein revolutionäres Element enthielt, sollte sich erst später offenbaren, fürs erste wurde sie eine neue mächtige Klammer für den preußischen Staatsbau. Das preußische Beamtentum, dessen beste Köpfe sich schon mit Kant philosophisch auseinandergesetzt hatten, ging hier noch einmal in eine philosophische Schule, aus der es nicht nur die Gewißheit von der Höhe seiner Aufgabe, sondern auch eine moralische Rechtfertigung seiner Staatsgesinnung erhielt, die anderwärts so nicht entstehen konnte. Die extrem protestantische und dabei doch wieder aufklärerische Richtung des Hegelschen Denkens bewirkte, daß die Kräfte, die wir aus diesen beiden Richtungen im 17. und 18. Jahrhundert im brandenburgisch-preußischen Staate bei der Schaffung einer autonomen Staatspersönlichkeit am Werke sahen, hier in der Hegelschen Philosophie nur wie in einem höheren aufgehoben erschienen.

Während der preußische Staat sich so innerlich kräftigte, sah er sich um seiner selbst willen genötigt, über seine Grenzen hinauszugreifen, und zwar nach Deutschland hinein. Er schuf den Deutschen Zollverein. Seine Entstehung ist in allem und jedem ein Vorspiel zur Entstehung des Deutschen Reichs. Zwei Dinge sind dabei vor allem bemerkenswert: es ist ein Vorgehen ohne den Deutschen Bund und in

gewissem Sinne gegen den Bund, sodann: dies Vorgehen ist zunächst ganz partikularistisch und rein wirtschaftlich gedacht und wirkt politisch und deutsch. Deutsch aber nicht im Sinne der Politiker, die damals von dem Gesamtbegriff des Deutschtums ausgingen. Die mitteldeutschen Fürsten, die Freie Stadt Frankfurt, die süddeutschen Liberalen haben den Zollverein in der preußischen Form nicht nur aus partikularistischen und parteipolitischen Gründen bekämpft, sondern auch, weil sie glaubten, daß aus ihm höchstens ein Großpreußen, kein Deutschland entstehen könne. Der preußische Staat aber zeigte schon damals, daß er auf die Form der Macht keinen Wert lege, wenn ihm nur die Macht selbst zufalle.

An diesen Staat nun klopften die Wellen der Bewegung von 1848. Sie rissen ihn in eine Krisis, wie die der Jahre 1806—15. Wiederum, wie damals, begehrten die liberalen und die deutschen Gedanken Einlaß. Sie boten ihm die Kaiserkrone, aber sie verlangten von ihm auch ein Opfer: die Preisgabe seines bisherigen Zusammenhangs. „Preußen muß in Deutschland aufgehen“, das war das Lösungswort auch der Kleindeutschen, ja dieser vor allen. Was dagegen in Preußen reagierte, war zunächst nicht der König. Friedrich Wilhelm IV. war nicht der preußische Staat. Gerade hier zeigte sich, daß dieser ein eigenes Leben hatte. Das „spezifische Preußentum“, das schon in Frankfurt Beobachtern wie Döllinger als ein Gemeinsames bei den preußischen Abgeordneten verschiedenster Richtung auffiel, kam auch bei den demokratischen Berlinern zum Wort, als die Würde des Reichsverwesers an Österreich fiel, es kam in der Kritik der Reichsverfassung durch den rheinländischen Märzminister Hansemann zu klassischem Ausdruck. Aber die eigentlichen Tendenzen des Altpreußentums erhoben sich im Grundadel und in der Armee. Sie führten die Konterrevolution, und wenn der König sich schließlich doch zur Ablehnung der deutschen Kaiserkrone entschloß, so war es, weil sein romantisches Herrscherbewußtsein doch im tiefsten auf diesem konservativen Altpreußentum gegründet war.

Aber das neue Preußen, das war nun eben doch da, und damit die neue Orientierung in der deutschen Frage. Nicht nur, daß man seit dem 5. Dezember 1848 doch eine Verfassung und ein Parlament hatte, seit den Märzereignissen „war es mit der rein preußischen Selbstgenügsamkeit aus“. Das verunglückte Dreikönigsbündnis und das Erfurter Parlament zeigte, daß man in Preußen die deutsche Frage von jetzt an auch als preußische Frage betrachtete. Damals zwang das

wiedererstarbte Österreich Preußen und Deutschland in den Bundestag zurück. Aber die Frage war gestellt: Wie kann ein Deutschland mit preußischer Spitze entstehen? Nicht so, daß Preußen in Deutschland aufging, das hatte sich gezeigt. Also nur so, daß Preußen schließlich seine Interessen in denen Deutschlands und Deutschland die seinen in denen Preußens sah. Es mußte sich bei uns einerseits der Prozeß vollziehen, der in England, Frankreich, Spanien die Bildung des Nationalstaates ermöglicht hat, das Wachsen von einem Mittelpunkt aus, und andererseits mußte die Durchdringung Preußens mit dem deutschen Gedanken weiter vorschreiten, ehe an eine Vereinigung zu denken war. Der Mann, der den einen Prozeß geleitet, den andern in sich vollzogen hat, ist Bismarck.

Nicht leicht irgendwo und irgendwann ist eine geschichtliche Persönlichkeit so rasch und so völlig zu einem Symbol der geheimnisvollen Kräfte umgeschmolzen worden, die das Leben eines Volkes bewegen, wie er. Schon bei seinen Lebzeiten begonnen, hat sich dieser Hergang im Weltkriege vollendet. Die Anfänge des Krieges und zumal die Feier seines hundertsten Geburtstages haben gezeigt, daß er Millionen von Deutschen in einer Verklärung erscheint, wie nur die Göttergestalten aus der Urzeit oder die Helden der ersten Sage, riesig, ewig und nur sich selber gleich. Unser politischer und militärischer Zusammenbruch am Ende des Krieges hat dann den Stimmen aus der Tiefe Luft gemacht, die in ihm nicht den Gott, sondern den Dämon, nicht den getreuen Eckhard, sondern das Verhängnis Deutschlands sehen wollten. Die Zeit wird über Dank und Undank richten. Hier lenken wir die Betrachtung auf sein Werden, auf die große Umwandlung, die aus dem preußischen Junker den deutschen Staatsmann gemacht hat, und sodann auf die nicht minder große, welche die deutsche Idee durch ihn erfahren hat.

Er ist nicht von der großen Linie der bisherigen nationalen Entwicklung hergekommen. Sein Mutterboden ist der preußische Partikularismus des ostelbischen Junkertums, dessen letzte und höchste politische Bindungen in einem persönlich gedachten Verhältnis zur Krone liegen. Alle bestimmenden Einflüsse, die diesen reichen und kühnen Geist gebildet haben, kommen von hier. Wenn er als Göttinger Korpsbursche einmal mit einem Amerikaner auf Deutschlands baldige Einigung gewettet hat, so ist das kaum mehr als ein Stück jugendlichen Trostes, wenn wir auch anmerken dürfen, daß eben die Berührung mit dem Ausländischen diesen ersten nationalen Trost in ihm erweckt hat. Bei

seinem ersten Auftreten in der politischen Welt, in den parlamentarischen Kämpfen um die preußische Verfassung und die deutsche Einheit erschien er den Gegnern als der verlorene Sohn des deutschen Vaterhauses. Er hat dagegen betont, daß sein Vaterhaus Preußen sei, und daß er dies nicht zu verlassen gedente um eines Deutschlands willen, das für ihn noch nicht existierte. Von dem Liberalismus der Achtundvierziger trennte ihn alles, was er gesellschaftliche und staatliche Zivilisation nannte, von dem romantischen Deutschtum Friedrich Wilhelms IV. der stärkere Wirklichkeitsinn und der engere Zusammenhang mit dem preußischen Egoismus Friedrichs des Großen.

Es ist die Politik Friedrichs des Großen, die er auch als Preußens Gesandter beim Bundestag getrieben hat. Die Auseinandersetzung mit Österreich unter der Formel: Gleichberechtigung oder Kampf, das ist für ihn die deutsche Frage in ihrer ersten Form. So hat er den Eintritt Österreichs in den Zollverein hintertrieben, im Krimkriege die Neutralität Preußens durchgesetzt; hätte er regiert, er würde 1859, so urteilt Erich Marcks, die Not Österreichs zur Lösung des deutschen Dualismus und der deutschen Frage benutzt haben, er hätte sich mit oder neben Frankreich am Kriege beteiligt und „die Grenzpfähle erst am Bodensee aus dem Tornister geholt“.

Das war daselbe Jahr 1859, in dem sich Deutschlands noch einmal eben durch den Angriff Napoleons auf Österreich eine leidenschaftliche nationale Erregung bemächtigte, nicht geringer wie die von 1840. Der „nachgemachte 1813er“, gegen den Bismarck wettete, schien wirklich Deutschland trunken zu machen, im Süden wie im Norden zündete der Kampfruf Österreichs: „Der Rhein wird am Po verteidigt“. Und dann, als Österreich frühzeitig und schwächlich Frieden schloß, da suchte die Nation aus der Rückerinnerung an ihre große geistige Vergangenheit die innere Bürgschaft einer besseren Zukunft zu gewinnen. Die großartige Schillerfeier vom 10. November 1859 war nicht nur ein „Siegesfest des Geistes“, sie war auch ein erneutes Gelöbniß des deutschen Volkes, über die geistige Einheit hinaus zur politischen vordringen zu wollen. Die Sehnsucht nach Vaterland und Freiheit klang weiter auf den Turner- und Schützenfesten der folgenden Jahre, sie fand ihren gewaltigsten Ausdruck in Treitschkes herzbewegender Rede auf dem Leipziger Turnfest von 1863 zum Andenken an den fünfzigsten Jahrestag der Völkerschlacht.

Wir Nachlebenden wissen, daß auch damals schon die Kluft zwischen der Bismarckschen Machtpolitik und dem deutschen Gedanken so groß

nicht war, als sie schien. Damals schon zeigten immer deutlichere Zeichen, daß der deutsche Gedanke aus seiner idealistischen in seine realistische Periode zu treten begonnen habe. Poesie und Philosophie gaben die Führung des deutschen Geistes ab an die Naturwissenschaften und die „königliche Historie“. Die eine lehrte die Deutschen realpolitisch denken, sie entkleidete die Französische Revolution und das Schicksal Polens ihrer sentimentalischen Glorie, die anderen befruchteten das wirtschaftliche Leben und gaben den Tagungen der Männer der Praxis den Hintergrund, auf denen eben damals, wie Richard Schwemer sagt, „jene erstaunliche Fülle von Gedankenskapital zusammengetragen wurde, die nachher einfach dem deutschen Staate, als er da war, als Erbe zufiel“. In Bismarcks Gedankenwelt aber war auch der deutsche Gedanke längst eingezogen. Aus einem Feinde, gegen den man sich wehren müsse, war er ihm ein Verbündeter geworden, den er zu nutzen dachte. Seit 1858 sprach er in seinen Denkschriften von einer nationalen Vertretung des deutschen Volkes bei der Bundeszentralbehörde als dem einzigen Gegengewicht gegen die divergierenden Tendenzen dynastischer Sonderpolitik.

Es war ersichtlich, daß der Freiheitsgedanke, wenn er sich entschlösse, dem Machtgedanken zu dienen, hier seine Stelle werde finden können. Und anderseits war eben aus der Krisis von 1859 der Nationalverein herausgewachsen, in dem der Freiheitsgedanke nun offen seine Anlehnung an die Macht Preußens suchte. Aber noch einmal trat das Eigenleben des preußischen Staates hemmend vor diese Entwicklung. Der preußische Verfassungskonflikt offenbarte die tiefsten Unterschiede, die zwischen den Grundlagen dieses Staates und den Ideen des westeuropäischen Konstitutionalismus bestanden. Die Heeresreform, über die der Konflikt ausbrach, war das Werk König Wilhelms I., der Konflikt selbst war das Werk Roons. Mit ihm bemächtigte sich das Altpreußentum wiederum völlig des Heeres, nachdem es sich unter Boven und dessen Nachfolgern auch hier mit den Ideen der Befreiungskriege hatte auseinandersetzen müssen. Und es eroberte durch das Heer aufs neue die Krone. Roon war wieder ganz der Adlige, wie ihn Friedrich Wilhelm I. sich hatte erziehen wollen, der keinen Herrn kannte als Gott und seinen König, aber er zeigt diesen Typus in großartiger, auch für den Gegner imponierender Steigerung. Sein Gottesglaube ist gegründet auf einen puritanischen Fatalismus und bewährt sich in hugenottischer Aktivität, sein Glaube an die Monarchie ist gesteigert zu einem Glau-

ben an die „Mission“ Preußens, seine gottgewollten, menschheitlichen Aufgaben durchzuführen, das ist vor allem der Kampf für die Ordnung und die Autorität. Nur von hier aus denkt er über Preußen hinaus, eine Militärhegemonie Preußens in Deutschland hat ihm früh vorgeschwebt; die Pläne der Liberalen, auch der Gothaer, sind ihm Schwindel.

Es war in der That ein Schicksalstag für Preußen und für Deutschland, als Roon den König an den Scheideweg stellte: zu gehen in das parlamentarische Regiment, in das Scheinkönigtum Belgiens, Englands, Louis Philippes. Sicher würde es an Beifallsjubel nicht fehlen. Oder aber: der König macht seinen Willen geltend, er löst die Fesseln des Adlers, der König von Gottes Gnaden bleibt an der Spitze seines Volkes der Schwerpunkt des Staates, Herr im Lande, unbeherrscht von ministerieller Vormundschaft und parlamentarischen Majoritäten — es ist der Preußens Könige allein würdige Weg. Damals wurde entschieden, daß das alte Preußen herübergenommen werden solle in die deutsche Zukunft.

Auf diesen Boden des alten Preußens ist Bismarck, wenn er ihn je in seinen Gedanken verlassen hat, entschlossen zurückgetreten, als er am 23. September 1862 an Roons Stelle trat, um das Steuerruder des preußischen Staates zu führen. Er hielt es für seine Aufgabe, die Idee der Freiheit in jeder Form zurückzudrängen, bis er die Macht gesichert habe.

Das galt für seine innere Politik. Es konnte nicht gelten, als die deutsche Frage der auswärtigen Politik wieder vor ihn trat. Österreich, aus Italien verdrängt, öffnete sich dem Liberalismus und der deutschen Idee. Auf dem Frankfurter Fürstentag bot es Deutschland eine Zentralregierung und ein Parlament aus den Einzelländern, in beidem noch keine wirkliche Einheit der Nation, aber mehr, als es je bisher für diese Einheit hatte tun wollen, wir dürfen noch heute sagen, das höchste, was es für die Einheit Großdeutschlands tun konnte, was überhaupt erreichbar war, wenn man einen Bund von selbständigen, monarchischen Einzelstaaten erhalten wollte.

Bismarck hat es gewagt, durch den Widerspruch Preußens diesen Plan zu Fall zu bringen, aber er durfte nicht bei der Verneinung stehen bleiben, wollte er nicht Österreich allen Wind in die Segel treiben. Er überbot es also durch die Forderung eines Parlaments aus direkten Volkswahlen. Zum ersten Male rührte er an den versunkenen Nibelungenhort der Paulskirche. Die Antwort Deutschlands war Spott und

Wut. „Mephistopheles auf der Kanzel“, sagte ein Zeitgenosse. Aber in einem Punkte gab der Erfolg Bismarck sogleich recht. Der Fürstentag ging erfolglos auseinander. Die deutschen Staaten hatten ebensowenig Lust, mit Österreich wie mit Preußen allein in einen Bund zu gehen, und Österreich, verärgert und von Frankreich bedroht, ließ sich von Bismarck in den Dänischen Krieg hereinziehen.

Mit diesem Kriege griff Bismarck die Frage an, an der die schmerzlichsten Erinnerungen der Achtundvierziger und des liberalen Deutschlands hafteten. Sie war durch die Zwischenzeit nur verschärft worden. Jetzt stand dem angreifenden Dänentum auch ein geschlossenes deutsches Bewußtsein in den Nordmarken gegenüber, und in Deutschland, und wiederum vor allem im deutschen Süden, gab es nichts Populärereres als einen Bundeskrieg zur Befreiung der deutschen Brüder. Aber Bismarck führte den Krieg unter dem Protest des deutschen und des preußischen Volkes scheinbar zur Aufrechterhaltung einer von ganz Deutschland gehaßten europäischen Abmachung, des Londoner Protokolls, mit Beiseiteschiebung des Bundes als eine europäische Angelegenheit. Damit zog er Österreich hinter sich her und gewann schließlich durch eine ebenso kühne wie verschlagene Diplomatie Schleswig-Holstein für Österreich und Preußen.

Es war sein erster großer Erfolg, zugleich die Rechtfertigung der Armeereform, die spätere Geschichtschreibung hat sich gewöhnt hinzuzusetzen, die Lösung der ersten der großen deutschen Aufgaben, welche das Jahr 1848 hinterlassen hatte, durch das preußische Schwert. Aber die Zeitgenossen urteilten auch nach dem Wiener Frieden anders. Alle die, welche die Freiheitsfrage vor die Einheitsfrage stellten, sahen in dem Streben Preußens, die Herzogtümer zu annektieren, nur eine neue Gefahr für ihre Ideen und eine neue Brutalität des Bismarckschen Regimes. Insbesondere vergrößerte sich die Kluft zwischen Preußen und Süddeutschland noch mehr. Bennigsen, einer der Gründer des Nationalvereins, sah die Verbindungen im Süden auf persönliche Beziehungen zu ein paar Führern beschränkt. Im Norden schien ihm die wachsende Anbetung der militärischen Macht und der diplomatischen Erfolge nur zu einem energisch konzentrierten preußischen Partikularismus zu führen, der den Bund zertreten, Nord- und Mitteldeutschland militärisch vergewaltigen, die deutsche Einheit aber nur noch weiter hinauschieben werde.

Wieviel mehr aber mußten sich diese Gegensätze vertiefen, als nun Bismarck zum Kriege mit Österreich trieb. Für diesen Krieg war

in Preußen, wie Perthes urteilte, kaum jemand als das Heer, und auch da erhoben sich wenige zu der Höhe Moltkescher Geschichtsbetrachtung, der die Notwendigkeit der Entscheidung durch das Schwert mit dem Sonderungstrieb begründete, den die Deutschen seit Tacitus bewahrt hätten, und mit dem Fehlen eines Ludwig XI. in unserer Geschichte, der die Macht der Vasallen in Frankreich zu rechter Zeit zu brechen wußte. Schon Roon begnügte sich damit, zu behaupten, daß der feindliche Bruder Welf dem preußischen Aar die freie Entwicklung seiner Schwingen streitig mache und selbst die gebotene Friedenshand zurückweise. Im übrigen aber waren konservative Legitimisten, ostpreußische Demokraten, freisinnige Berliner und rheinische Klerikale einstimmig in der Verwerfung des Bruderkrieges. Und auch Bismarck sah, daß es nicht genüge, Österreich diplomatisch ins Unrecht zu setzen, und daß er diesen Krieg nicht um einen Fezzen Land für Preußen führen dürfe. Am 9. April 1866, vierundzwanzig Stunden nach dem Abschluß des Bündnisses mit Italien, brachte der preußische Gesandte beim Bundestag den Antrag ein, der Bund wolle eine aus direkten Wahlen und allgemeinem Stimmrecht der ganzen Nation hervorgehende Versammlung einberufen, um die Vorlagen der deutschen Regierungen über eine Reform der Bundesverfassung entgegenzunehmen und zu beraten. Am 10. Juni, als es klar war, daß die Mehrzahl der deutschen Staaten mit Österreich gehen werde, folgte Preußens Antrag auf Bundesreform: der neue Bund ohne Österreich, die Nationalvertretung, gewählt nach den Bestimmungen des Reichswahlgesetzes vom 12. April 1849, die Einheit in Wirtschaft, Handel und Verkehr, die Zusammenfassung der Bundeskriegsmacht unter Preußen und Bayern.

„Es war ein blendendes, fast unheimliches Schauspiel,“ sagt Treitschke, „wie der Gedanke der deutschen Einheit so plötzlich aus dem Dunkel unter das unbereitete Volk hinaustrat und die große Idee des Jahrhunderts fast wie ein Fechterstreich in einem diplomatischen Turnier erschien. Wie betäubt schaute die Nation der plötzlichen Wendung der preußischen Staatskunst zu.“

Aber in diesen Tagen hat nun Bismarck in der Tat nicht bloß das Steuer seiner Politik herumgeworfen, er hat damals ernsthaft und endgültig den Schritt von der preußischen zur deutschen Politik getan. Er tat es, weil er sicher war, daß Preußen jetzt nicht mehr in Deutschland aufzugehen brauche, sondern daß es jetzt den deutschen Gedanken in seinen Dienst stellen könne. Aber freilich, so ganz mühelos gelang

es ihm nicht. Noch versagte sich ihm der außerpreußische Liberalismus. Dessen Ideen hätte ein drittes Deutschland entsprochen, das bewaffnet dem Bruderkampfe zuschaute, ihn lokalisierte und gegen einen etwaigen Angriff Napoleons die Front im Westen deckte. Noch einmal sprach aus diesen Männern die alte deutsche Idee. Sie war machtlos. Der beispiellose Siegeslauf der preußischen Waffen, die katastrophentartige Niederlage Österreichs, der schmachliche Zusammenbruch der militärischen Kraft der Mittelstaaten haben dann die Entwicklung vorwärtsgetrieben. Damals haben die Verteidiger der kleindeutschen Politik zum größten Teil ihre Bedenken gegen Bismarck begraben. Damals hat aber auch Bismarck seine Stellung neu gewonnen. Er hat nach der Niederwerfung Österreichs sogleich an ein neues freundliches Verhältnis zu ihm gedacht. Er hat seinem Könige den Verzicht auf Landerwerbungen südlich des Mains abgedrungen, um sich die Brücken zu den Süddeutschen nicht zu zerstören, er hat als siegreicher Minister den preußischen Landtag um Indemnität gebeten und damit den Verfassungskonflikt beendet, wiederum im Kampfe mit seinem König und seinen bisherigen Freunden. Damals hat er endgültig mit den Gerlach und Manteuffel gebrochen, die Trennung von Roon war innerlich bereits nahegerückt, während von London her der alte Republikaner Arnold Ruge dem neuen Cromwell zujauchzte.

Bismarck brauchte jetzt den Liberalismus. Stieß er ihn zurück, so war Preußens Krieg wirklich nur ein Eroberungskrieg gewesen. Das besiegte Österreich hätte sich der populären Strömungen zu einem Rachezuge bemächtigt. Und vor allem: er brauchte die deutsche Idee gegen das Ausland, gegen den überlisteten, seine Forderungen anmeldenden Napoleon. Es war der entscheidende Moment für Bismarcks Verhältnis zum deutschen Gedanken, als Bismarck an jenem denkwürdigen 7. August jede Abtretung deutschen Landes zurückwies. Von Süddeutschland antwortete jubelnde Zustimmung. Der Furor teutonicus, mit dem Bismarck Benedetti drohte, hätte ihm fraglos zu Gebote gestanden. Und daß der deutsche Staat damals noch am Main stehenbleiben mußte, das wollte Bismarck dem Gallier nicht vergessen.

Wieder hatte die auswärtige Politik Preußens seine innere bestimmt. Deshalb kam nun auch der Norddeutsche Bund zustande, wie Bismarck es vor dem Kriege versprochen hatte, mit dem deutschen Parlament nach der Reichsverfassung von 1849. Wieder ging ein altes Preußen zu Grabe, aber Bismarck führte doch nur aus, was sein König selbst

1848 geäußert hatte. Das Preußen, dem die Macht Deutschlands zuwuchs, öffnete sich der Idee der deutschen Einheit.

Nicht aber der der Freiheit im Sinne der Achtundvierziger. Es zeigte sich, daß Bismarck den Neubau des Deutschen Bundes ganz anders auffaßte als die Männer von 1848, allerdings auch als die von 1815. Er wollte möglichst die alten Formen, in diese hatte sich der neue Geist zu schicken. So blieb als die eigentlich regierende Behörde wieder ein Bundestag — nur das Odium des alten Namens hat aus ihm den Bundesrat gemacht —, und diese neue Regierung hatte keine verantwortlichen Minister, sondern nur einen Bundeskanzler, der zunächst nicht viel mehr als ein Repräsentativorgan des Bundes vor dem Reichstage sein sollte. Der Liberalismus, der dies annehmen mußte, ist hier weit von seinen ursprünglichen Forderungen zurückgewichen. Er war entwaffnet durch die Persönlichkeit Bismarcks und ebenso sehr durch den Umstand, daß auch dieser neue Schritt zur Einigung Deutschlands ein Erfolg der auswärtigen Politik und des Heeres gewesen war. Aber in einem Punkte hat damals die Partei des Nationalvereins doch etwas Wichtiges erreicht. In dem Entwurf der Verfassung war nur ein Bundeskanzler vorgesehen, der in dienstlicher Unterordnung unter den preussischen Minister des Auswärtigen die Anordnungen des Bundespräsidiums gegenzeichnet. Als die verantwortlichen Reichsminister gefallen waren, beantragte Bennigsen, zu setzen: „der Bundeskanzler, welcher dadurch die Verantwortung übernimmt“.

Mit Recht hat Jellinek auf die gewaltige historische Bedeutung dieses Antrags hingewiesen. Er wurde angenommen und damit der Bundeskanzler, wie wir ihn kennen, oder wie wir gleich sagen dürfen, der Reichskanzler geschaffen. Damit erst war der Übelstand beseitigt, der uns in dieser Betrachtung unserer Geschichte so oft begegnet ist; erst jetzt konnten Staatswille und Volkswille sich auf einem fest umgrenzten Boden miteinander messen. Erst aus solchem Kampfe konnte ein wirkliches Staatsbewußtsein des deutschen Volkes hervorgehen. Zugleich aber hat der Liberalismus mit diesem Antrag sein wichtigstes Werk für die Einheit des künftigen Reiches getan. Die Keime der Reichsverwaltung liegen hier. Aus den kleinen Anfängen der Reichskanzlei hat sich allmählich mit innerer Notwendigkeit das breite Gerüst der Reichsämtler entwickelt. Der Reichstag — so hieß die Volksvertretung mit einer merkwürdigen, aber ebendeshalb bedeutsamen Vorwegnahme ja schon beim Norddeutschen Bunde — hat die Reichsverwaltung aus sich herausgetrieben.

Damit aber vollzog sich noch eine andere Veränderung. Bismarck hatte ursprünglich die Absicht gehabt, preußischer Minister des Auswärtigen zu bleiben und mit dem Bundeskanzleramt einen von ihm abhängigen Beamten zu betrauen. Jetzt erfaßte er sofort die veränderte Lage, er vereinigte beide Ämter in seiner Person und trat damit auch selbst vom Boden Preußens auf den des Bundes über. Er selbst wurde damit das Symbol der neuen Zeit, die nun für Deutschland anging.

6. Das neue Deutsche Kaisertum.

Nur für einen Augenblick aber hatte der überwältigende Eindruck der preußischen Siege einen die ganze Nation ergreifenden Einheitsdrang vortäuschen können. Im Lichte des Alltags erschienen all die Spaltungen und Risse wieder, die eine tausendjährige Geschichte erzeugt hatte. Zumal der Gegensatz zwischen norddeutschem und süddeutschem Wesen, den deutsche Gelehrsamkeit ja längst auch schon wissenschaftlich zu begründen versucht hatte, schien sich eher zu vertiefen. Nur Baden blieb bereit, sich Norddeutschland anzuschließen. In Württemberg und Bayern erwachte alsbald wieder der alte Partikularismus. Ein aus Trotz, Haß und Verlegenheit gemischtes Gefühl bemächtigte sich der Regierungen wie der Bevölkerungen. Und im Norddeutschen Bunde schuf nun zwar die geniale Persönlichkeit Bismarcks regstes Leben, und der neue Parlamentarismus war an staatsmännischen Talenten reicher als irgendeiner zuvor. Aber auch hier lebten die alten Gegensätze der Konfliktzeit wieder auf. Sie wurden überdeckt, verklebt. Der Machtgedanke erwies sich stark genug, um immer wieder vorwärts zu tragen. Aber kam man im Sinne der deutschen Entwicklung vorwärts? Die Zweifel bei den Freunden der deutschen Einheit mehrten sich eher, als daß sie geringer wurden. Es war Unsicherheit und Schwüle überall.

In diese Stimmung schlug der Krieg mit Frankreich. Wir alle wissen, wie blitzschnell er sie gereinigt, wie er Alldeutschland nach Frankreich hinein- und als einiges Deutschland herausgeführt hat. Man hat gerade daraus nicht nur im Auslande, sondern auch in den Kreisen Deutschlands, die kein Deutsches Reich wollten, sogleich geschlossen, daß Bismarck den Krieg geschaffen habe. Auch die eindringende Diskussion der neuesten Forschung hat hier keine volle Klarheit gebracht. Das letzte Urteil wird auch immer ein Charakterurteil bleiben. Aber auch wenn der ganze spanische Handel nichts gewesen wäre als das größte der diplomatischen Spiele Bismarcks, so war es doch eines, zu dessen Gewinn

er der tiefsten nationalen Instinkte sicher sein mußte. Wie er 1866 den Kampf mit Oesterreich aus einem Streite um Schleswig-Holstein erhoben hatte zu einem Entscheidungskampf um die ungelösten Fragen von 1848, so erhob er jetzt einen Streit, der ja in seinem letzten Grunde nur einer der großen Machtkämpfe zwischen einer aufstrebenden und einer sinkenden Volkskraft war, die kein Volk vermeiden kann, das Staat werden will, den man aber immerhin mit dem Führer der bayerischen Patrioten als eine Rivalität der Kabinette von Berlin und Paris ansehen konnte, zum Austrag der großen Rechnung aus den Befreiungskriegen. Erst in diesem Gedanken begegnete er sich mit seinem Könige, begegneten sich Nord und Süd. „Wir Bayern“, sagte der wunderliche Großdeutsche Sepp in der entscheidenden Sitzung der bayerischen Kammer, „haben an der Leipziger Schlacht nicht teilgenommen, bei der neuen National Schlacht wollen wir dabei sein.“ Und je dramatischer der Hergang sich gestaltete, der zum Kriege führte, desto tiefer die Wirkungen. Nicht mit Unrecht hat sich Bewunderung und Verdammung vor allem an die Emser Depesche geknüpft. Es gibt nicht viele Aktenstücke, in denen ein verwickelter politischer Hergang so absichtsvoll und doch mit so genialer Einfachheit verdichtet ist zu einem Weckruf der nationalen Leidenschaften. Meinecke hat einmal gesagt, Bismarcks deutsches Nationalgefühl sei das heroische Gefühl des Volksepos gewesen. Aus diesem heraus hat er damals gehandelt. Die Beleidigung des preußischen Staates, die in der französischen Anmutung zweifellos lag, ist vereinfacht und verständlich gemacht zu jener nie geschenehen Beleidigung des alten Königs, die sofort die populären Vorstellungen in ganz Deutschland erfüllte. So war der Krieg von vornherein ein Nationalkrieg, und es erschien schon nach den ersten Schlachten selbstverständlich, daß er zwei Ergebnisse haben müsse: die Vollendung der nationalen Einheit und die Wiedergewinnung des Elsaß.

Die deutsche Einheit ist schon vor den ersten Schlägen in Nord und Süd gefordert, sie ist auf den französischen Schlachtfeldern erstritten worden, aber gemacht worden ist sie in der Mühseligkeit diplomatischer Verhandlungen zwischen Bismarck und den Vertretern der süddeutschen Staaten, die uns noch einmal alles Schwierige der inneren deutschen Geschichte seit 1806 empfinden lassen. Diese Einheit ist so, wie sie zustande gekommen ist, durchaus das Werk Bismarcks. Für ihn handelte es sich von vornherein nicht um einen Neubau des deutschen Staates, der etwa aufs neue von verbündeten Regierungen mit einem

konstituierenden Reichstage zu vereinbaren gewesen wäre. Dies Werk war für ihn schon 1867 getan, es sollte nur vollendet werden durch den Eintritt der süddeutschen Staaten in den Norddeutschen Bund. Sie sollten freiwillig beitreten, auch Bayern, von dessen historisch begründetem Selbstständigkeitsgefühl das stärkste Widerstreben zu erwarten war. Bismarck war bereit, diesen Gefühlen entgegenzukommen, nur durften die Einräumungen den Bund nicht sprengen. Sie durften vor allem den Machtstaat nicht erschüttern. Das gelang doch schließlich über Erwarten. Was Württemberg und insbesondere Bayern zugestanden wurde, bezog sich, wie Laster damals schon richtig erkannte, im Grunde „auf kleine Schollen am Ufer, die der Strom schon fortreißen wird“. Was die Mittelstaaten in Wahrheit aufgaben, das konnte ihnen kein Reservatrecht erhalten, die Ruhe, aber auch die Enge eines partikularen Daseins, das, von den Besten ihrer Söhne als ein Kulturzusammenhang von eigentümlichem Werte empfunden, sich nun als Glied einzufügen hatte in ein größeres Ganzes mit anderen Zwecken.

Aber um diese Verhandlungen brandeten nun seit Anbeginn die Wünsche und Hoffnungen des deutschen Volkes. Es wollte nicht, daß aus dem Kriege nur ein neuer deutscher Bund hervorgehe, immer lauter erscholl der Ruf nach Kaiser und Reich. In dieser Forderung vereinigte sich die alte Kniffhäufersehnsucht der Romantik mit den unerfüllt gebliebenen Hoffnungen des achtundvierziger Liberalismus. Für die Hauptvertreter dieses Gedankens war der Kaiser gleichbedeutend mit einer starken Zentralgewalt, an ihn knüpften sich die alten Ideen von 1848, das Staatenhaus, in dem sich die deutschen Fürsten als eine Art Pairs der Krone zusammengefunden hätten, die Reichsministerien und der ganze Konstitutionalismus. So dachten in den fürstlichen Kreisen der romantische Kronprinz von Preußen, der auch den Zwang auf die Verbündeten zur Erreichung dieses Zieles nicht verschmäht hätte, der Großherzog von Baden, für den der Bundesstaat nur ein Übergang zu dem notwendig kommenden Einheitsstaat war, Herzog Ernst von Korb-urg-Gotha, der Beschützer des Nationalvereins, der in der Kaiserkrone das historische Symbol der Einheit der Nation, den historisch begründeten Ausgang der deutschen Einheitsbestrebungen sah. Vielleicht, daß es dann doch noch gelang, Preußen in Deutschland aufgehen zu lassen. Damals hat man noch einmal daran gedacht, den ganzen Bundesstaat in Reichsprovinzen aufzulösen, gehofft, daß Preußen sich in dieser Ent-

wicklung genötigt sehen könnte, auf das System der Provinzialstände zurückzugreifen.

Bismarck dachte anders. Er hat die werbende Kraft des Kaisertitels früh in seine Erwägungen hineingezogen; schon in den Entwürfen zur Verfassung des Norddeutschen Bundes war davon die Rede. Aber auch diese Idee konnte sich ihm nur verbünden, wenn sie ihm diene und sich gefallen ließ, in ihrem Wesen verändert zu werden. Von der romantischen Sehnsucht nach einer Wiederherstellung des alten Reiches war er völlig frei, eine Kaiserkrone, in die das Gold der preussischen hätte eingeschmolzen werden müssen, hätte er jetzt noch ebenso zurückgewiesen wie 1849. Aber er erkannte, daß dies nicht nur unnötig sei, sondern daß der Kaisergedanke sogar den konservativen und dynastischen Interessen dienstbar gemacht werden könne. In diesem Sinne hat er ihn benützt, durch solche Erwägungen vor allem den romantischen König Ludwig von Bayern zur Absendung des berühmten Kaiserbriefes bewogen.

Aber er hatte dieses sein Werk auch gegen andere Gegner zu verteidigen, in denen ihm ein Stück seiner eignen Vergangenheit entgegentrat, vor allem gegen den Widerstand des militärischen Altpreußentums. Ihm war die deutsche Einheit im wesentlichen die Militärhoheit, für diese aber gerade die preussische Krone das Wahrzeichen der Vergangenheit wie der Zukunft. So dachte Roon. Er ist nur bis ans Reich mitgegangen, nicht ins Reich hinein. So dachte aber auch König Wilhelm selbst. Er wußte mit dem „Charaktermajor“ nichts anzufangen. Dann aber, als Bismarck ihn bekehrt hatte, ist er, wie 1866, ins Gegenteil umgeschlagen. Daß er nicht Kaiser von Deutschland, sondern Deutscher Kaiser heißen sollte, hat er bis zur Kaiserproklamation selbst nicht zugegeben.

So wurde die deutsche Kaiserkrone, wie Max Lenz sagt, weniger für die Einheit des deutschen Volkes, als für die Einigkeit der deutschen Fürstenhäuser ein Symbol, sie wurde eine Dekoration, die auf den fertigen Verfassungsbau des neuen Reiches gesetzt ward.

Nicht anders haben sich bei der Wiedergewinnung des Elsaß die verschiedenen Strömungen des nationalen Willens gekreuzt. Das Verlangen danach war sogleich mit den ersten großen Siegen mit ebenso großer Gewalt aufgetaucht wie die Forderung einer deutschen Einheit. Ja, es schien sogar, besonders im deutschen Süden, diesen Wunsch zurückzudrängen. Laster und seine norddeutschen Freunde sahen das mit Be-

sorgnis. Die seit der Romantik nicht erstorbene Sehnsucht nach der wunderschönen Stadt Straßburg verband sich mit den höchst realen Erwägungen, daß Deutschland für die gewaltigen Opfer des Krieges auch einen greifbaren Lohn davontragen müsse, und daß die Rheingrenze für Süddeutschland kein Schutz sei. Über die Frage, ob die Bevölkerung der Westmark selbst noch deutsch sei, ob sie deutsch zu werden begehre, ging man hinweg. Und doch lag hier die große Schwierigkeit der Zukunft. Das Elsaß war vom Deutschen Reich getrennt worden, als dies kein Staat mehr war. Es hatte dann unter Ludwig XIV. die Sicherheit des geordneten und wehrhaften Großstaats kennengelernt, in der Revolution und unter Napoleon war es dem neuen Staatsgedanken, der Nation und Staat gleichsetzte, wenigstens für den ganzen Bereich der öffentlichen Betätigung gewonnen worden. Was sich vom Deutschtum erhalten hatte, das war wohl noch ein mächtiges Stück jenes alten föderalistischen Kulturdeutschland, aber politisch verkümmert zum Partikularismus einer eigenständigen, immer noch stark bäuerlichen Bevölkerung, die nur etwa noch die Abwehrkräfte einer durch Sprache und Sitte rassenhaft gebundenen Volkseinheit zeigte, überdies aber auch den Umfang dieser Gefühle immer stärker durch die wirtschaftlichen Interessen eingeengt sah, die sie zu Frankreich zogen. Eine Abstimmung der Bevölkerung — das war unzweifelhaft — hätte diese verlorenen Söhne nicht zur Mutter Germania zurückgebracht.

Aber solche Erwägungen lagen der ungeheuren Mehrzahl der Deutschen damals fern. Treitschke rief gegen die Elsässer von heute ihre Vergangenheit, gegen die nebeneinander lebenden die nacheinander lebenden Geschlechter auf. Er konnte sich nicht denken, daß ein reiches Jahrtausend deutscher Geschichte ganz zerstört sein sollte durch zwei Jahrhunderte französischer Herrschaft. Auch ein so ehrlicher und gerechter Mann wie Friedrich Theodor Vischer meinte, daß man Kinder nicht befrage, ob sie Kinder ihrer Mutter sein wollten. Auch hier wurde wahr, was Ranke in Wien zu Thiers gesagt hatte: Deutschland führt Krieg gegen Ludwig XIV. Es wollte wiedernehmen, was ihm damals geraubt worden war.

Für Bismarck galt nur ein Teil dieser Gründe. Die romantisch-nationalistischen, die doch schließlich auf den alten Blutszusammenhang zurückgingen, konnte er nicht brauchen. Sie ließen politisch-bedenkliche Anwendungen auf die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands, auf die deutschen Teile Oesterreichs zu. So forderte er von Jules Favre den

„Schlüssel zu unserem Hause“. Entscheidend aber wurden die militärischen Gründe. Deshalb wurde der Vogesenkamm die Grenze, und deshalb kam zum Elsaß auch Lothringen mit Meß.

Mit ihrer ganzen Wucht aber traten die nationalen Erwägungen in den Vordergrund bei der Frage, in welcher Form das neugewonnene Land Deutschland angegliedert werden solle. Schließlich siegte der nationale Idealismus, der sich ein um so früheres Erwachen des Deutschtums in der Westmark erhoffte, je unmittelbarer das Land unter das Oberhaupt des Reiches träte, mit ihm die praktische Erwägung, daß ein gemeinsamer Besitz der deutschen Stämme eine Klammer mehr für den neuen Reichsbau sei. In diesem Sinne hat Bismarck die Frage in die Beratungen über den Eintritt der Südstaaten in den Bund hineingezogen. Elsaß und Lothringen wurde für den deutschen Machtstaat, was Schleswig und Holstein nach dem Willen der Achtundvierziger für den deutschen Volksstaat hatte werden sollen. Es ist dann sein Schicksalsland geworden.

So war das Reich zustande gekommen als ein großes Kompromiß, höchstens angeglichen, aber sicher nicht herausgewachsen aus der großen liberal-humanistischen Kulturströmung, die bis dahin den Reichsgedanken hauptsächlich getragen hatte, mit einer Verfassung, die man mit Recht leer finden konnte, organisiert zunächst nur als Machtstaat und als Wirtschaftskörper, und auch da mehr Verheißung als Gestaltung, keiner der Parteien, die bisher an dem deutschen Staate gearbeitet hatten, völlig genehm. Und doch umgeben von dem Jubel von Millionen, die hier die Erfüllung ihrer Jugendträume sahen. „Uns ist noch immer zumute“, sagte Ernst Curtius, als er die Weihe des Sieges feierte, „wie Menschen, die aus dunklen Wohnräumen zum ersten Male an das Tageslicht kommen.“ Die Gestalten Kaiser Wilhelms, dessen ehrwürdige Schlichtheit den Neid entwaffnete, und seiner drei Paladine Bismarck, Moltke und Roon erschienen in stets reinerer Verklärung. Der Kaiser und Bismarck traten auch in der Phantasie des Volkes den alten Helden gestalten zur Seite und blieben ihm doch nah genug, um auch in Karikatur und Scherzgedicht sich abbilden zu lassen. Bismarck aber überragte sie alle, wie in der Tat, so auch in den Vorstellungen der Menschen. „Alles Edle und Große wird ihm zugetraut“, schrieb Gustav Freytag, „und selbstverständlich aus innerem Herzensbedürfnis in sein Wesen gelegt.“ Theobald Ziegler erzählt, wie in mancher dörflichen Wirts-

stube des Schwarzwaldes erst Bismarcks Bild das des roten Heder verdrängte.

Es mußte sich nun zeigen, wie weit dies Deutsche Reich das Leben der Nation in sich aufzunehmen vermochte. Die ersten sieben Jahre galten dem Ausbau des Reichs auf den Grundlagen, die 1867 gelegt worden waren. Die Einheit in Münze, Maß und Gewicht, die Ausdehnung der Reichszuständigkeit auf das gesamte Rechtswesen, die Ausgestaltung der Reichsorgane in dem immer wachsenden Komplex der Reichsämtler sind ihre wichtigsten Ergebnisse. All dies war schon vorbereitet durch die Arbeit im Norddeutschen Bunde, es wurde weitergeführt von denselben Kräften, die sich damals zusammengefunden hatten. Der Bund Bismarcks mit dem liberalen Bürgertum hielt trotz mancher Stöße, trotz innerlicher Verschiedenheit der Menschen. Es schien, als solle das Wachstum des nationalen Staates nun doch nach der Richtung der bürgerlich-freiheitlichen Entwicklung verlaufen.

Aber dem war nicht so. Der Wesensunterschied zwischen Bismarck und der liberalen Gedankenwelt sprang auf im Kulturkampf, er wurde völlig offenbart in der wirtschaftlichen und sozialen Krisis der Jahre 1878/79.

Im Zusammenhang unserer nationalen Entwicklung bezeichnet der Kulturkampf den Versuch, den Reichsgedanken gleichzusetzen mit dem liberalen und aufgeklärten Protestantismus. Für diesen war der Kampf in der Tat ein Kulturkampf, eine selbstverständliche Folge aus dem Einheitsgedanken, eine Weiterführung der Reformation, eine Fortsetzung der Kämpfe zwischen Staat und Kirche im Mittelalter auf dem neuen nationalen Boden. Damals hat Kanossa den Sinn einer nationalen Demütigung bekommen. Für Bismarck war es ein Streit um staatliche Hoheitsrechte, eine Fortsetzung der Kämpfe zwischen Königtum und Priestertum, die schon mit Agamemnon und Kalchas begonnen hätten.

Man darf wohl heute sagen, daß ein Sieg des Liberalismus im Kulturkampf eine dauernde und verhängnisvolle Verengung des nationalen Bewußtseins bedeutet hätte. So war es ein Glück für unsere nationale Entwicklung, daß er nicht erfolgte. Die Staatsmacht hat Bismarck im wesentlichen aus dem Rückzuge vor der Kirche gerettet, die Kulturfragen erwiesen sich als staatlich unlösbar, der Bund zwischen dem Liberalismus und dem Machtstaat aber war innerlich erschüttert.

Er wurde weiter gelöst durch den Wirtschaftskampf. Wir haben gesehen, daß für die Entstehung des neuen deutschen Staates neben

den idealistischen Gedankengängen die wirtschaftlichen Fragen die wichtigsten geworden sind. Die Wirtschaftseinheit wurde Vorstufe und Vorbild der politischen. Die Entwicklung nach dieser Richtung konnte aber nur von dem Gedanken der wirtschaftlichen Freiheit ausgehen. Nur so waren die Schranken der partikularen Einzelwirtschaften zu durchbrechen. Es war zwar nicht notwendig, daß man unter dieser wirtschaftlichen Freiheit auch den Freihandel mit dem Auslande und das freie Spiel der Kräfte im Innern verstand. Aber der Liberalismus in seiner Mehrheit tat das, seine wirtschaftlichen Anschauungen ruhten in der Hauptsache auf Adam Smith, auf den Prinzipien der Revolution und auf dem noch aus dem Vormärz stammenden Mißtrauen gegen die Fähigkeit des Staates, irgendwie in wirtschaftliche Prozesse einzugreifen. So wurde die wirtschaftliche Freiheit im weitesten Sinne für den Liberalismus zu einem Bestandteil der politischen. Sie bekam den Wert einer moralischen und nationalen Forderung.

Dagegen erhoben sich jetzt neue Bedürfnisse. Das Deutsche Reich hatte kriegerische Eroberungen von sich gewiesen, aber ein Kriegerstaat mußte es bleiben, auf der Wacht nach Westen und bald auch aufmerksam nach Osten. Das erforderte immer neue Mittel. Der Milliardensegen der französischen Kriegsentzündung verzögerte die finanzielle Krisis, dafür trieb er die wirtschaftliche heraus. Sie hatte ihre tieferen Gründe in einer Veränderung der wirtschaftlichen Bedingungen für Deutschland überhaupt. Deutschland wurde von der Weltwirtschaft erfaßt. Die westdeutsche Eisenindustrie und die ostdeutsche Landwirtschaft sahen sich vom ausländischen Wettbewerb bedroht, die ersten Rufe nach Zollschutz erschollen auch aus liberalen Kreisen.

Bismarck ergriff diese Bestrebungen und stellte sie in den Dienst des Machtstaates. Da das Reich als Bundesstaat direkte Steuern nicht erheben konnte, so wollte er ihm neue Mittel aus Zöllen und Verbrauchssteuern eröffnen. Für ihn war das eine Frage der praktischen Politik, für den Liberalismus eine Frage der Doktrin. Vielleicht hätte er sich gewinnen lassen, wenn Bismarck ihm dafür den wirklichen Anteil an der Regierung eingeräumt hätte. So aber trennten sich beide jetzt in einem weiteren Punkte voneinander.

Die soziale Frage hat dann den Bruch vollendet. Sie wurde die Schicksalsfrage der deutschen Zukunft. Das deutsche Volk, welches die deutsche Einheitsbewegung getragen hatte, war das deutsche Bürgertum gewesen. Es hatte sich sozial mit den beiden alten Ständen des

Adels und des Bauerntums auseinanderzusetzen gehabt. Der Kampf gegen die Feudalrechte und der um die Bauernbefreiung hatte die wichtigsten Inhalte für die sozialen Forderungen des alten Liberalismus abgegeben. Nun kam aus dem von ihm selbst entfesselten Leben ein neuer Stand, das industrielle Proletariat. Der bürgerliche Liberalismus wurde für diesen Stand der Schrittmacher auf dem Wege zur Freiheit der Persönlichkeit. In allem übrigen aber wurden sie Gegensätze. Das zeigte sich 1848. Überall, wo damals das Proletariat als solches seine Forderungen anmeldete, fand es das liberale Bürgertum und die alten Gewalten als gemeinsame Gegner sich gegenüber.

So blieb der neue Stand der Arbeiter in seiner Masse der nationalen Bewegung fern. Der Versuch einer Verbindung des Nationalvereins mit den Arbeitern scheiterte, Lassalles Versuch einer Anknüpfung mit Bismarck und dem preußischen Staat nicht minder. Der Diktator des deutschen Proletariats wurde Karl Marx. Er kam wie Lassalle aus dem Judentum und aus der Hegelschen Schule. Aber er kam aus der rheinischen, nicht aus der schlesischen Landschaft, und er verband den Hegelianismus und seine Dialektik des Entwicklungsgedankens nicht mit dem sozialen Volkstönigtum, für das man als Ahnherrn die Hohenzollern aufrufen konnte, sondern mit der westeuropäischen Demokratie.

So wurde der Sozialismus in Deutschland radikal demokratisch und wurde früher und stärker international als in anderen Ländern. Er wurde aber auch — das hat Sombart betont — früher und stärker als anderswo politisch und parlamentarisch. Aber zugleich war die deutsche parlamentarische Opposition der Sozialdemokratie ganz machtlos, nirgendwo standen ihr so geschlossen alle anderen staatlichen Gewalten gegenüber.

Die Zeit des Börsen- und Gründerschwindels hat dann auch diese Gegensätze gesteigert. Das Arbeiterproletariat büßte für die Orgien des Kapitalismus. Es litt aber auch unter der wirtschaftlichen Freiheit des Liberalismus, die den Arbeiter als einzelnen gegen das Kapital gestellt hatte. So entlud sich die soziale Spannung in den beiden Attentaten des Jahres 1878 auf Kaiser Wilhelm. Sie gaben Bismarck Gelegenheit, die Sozialdemokratie, die für das zweite Attentat sicher nicht verantwortlich war und das erste von sich abwies, mit dem Sozialistengesetz zu treffen; sie leiteten aber nun überhaupt eine neue Zeit für das Reich ein. Die liberal-individualistische Periode versank,

die konservativ-soziale stieg auf. Denn zu den Abwehrmaßregeln des alten Polizeistaates, wie sie das Sozialistengesetz bot, fügte die kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 die Ankündigung der sozialen Gesetzgebung.

Wir haben sie hier nicht im einzelnen zu betrachten, ebensowenig den mit ihr parallel gehenden Umschwung der Wirtschaftspolitik. Nur der Einfluß, den beides auf den Staatsbegriff und damit auf das Verhältnis der Nation zum Staate geübt hat, fällt in die Linie unserer Erörterungen. Er ist ein außerordentlicher gewesen. Indem die neue Wirtschaftspolitik den Staat als einen geschlossenen Wirtschaftskörper mit ihm eigentümlichen Interessen betrachtete, begründete sie in der Tat das nationale System der politischen Ökonomie. Das Schlagwort vom Schutze der nationalen Arbeit mag oft bedenkliche Ware gedeckt haben, es lehrte doch weite Kreise des Volkes erst die Arbeit als einen nationalen Vorgang betrachten. Das System der Schutz- und Finanzzölle aber stärkte nun nicht nur die Macht des Staates finanziell, wie es einst der Merkantilismus getan hatte, es verband auch die ganze Summe wirtschaftlicher Interessen mit dem Staate. Wenn dadurch ein neuer und vielfach bedenklicher Materialismus in das Leben der Parteien und in das politische Leben überhaupt drang, so waren doch eben diese Interessen damit gezwungen worden, sich am Staate zu orientieren. Auch das wirtschaftliche Philistertum ward nun endgültig überwunden.

Noch stärker war die Wirksamkeit der sozialen Gesetzgebung. Sie gab dem Staatsbegriff einen völlig neuen Inhalt. Seit den Zeiten, wo die Kirche ihr Reich der Karitas über alle Mühseligen und Beladenen erstreckt hatte, war die soziale Fürsorge nicht mehr so einheitlich und grundsätzlich ausgebaut worden, als es hier geschah. Und was ehemals Wohltat und freie Gewährung gewesen war, das trat jetzt unter den Begriff des Anspruchs und des Rechts. Deutschland wurde ein Wohlfahrtsstaat in einem Umfange, wie kein anderer Staat der Neuzeit. Alle diese Gesetze aber wurden neue Klammern im Reichsbau. Mochte die Finanzhoheit des Reiches partikularistisch beschränkt bleiben, die Organisation der Sozialversicherung an einzelstaatliche Behörden sich anschließen, in der Anschauung der Allgemeinheit war doch das Reich der Träger dieser Funktionen, in Wohl und Wehe sah sich der einzelne Deutsche hundertfach mit ihm verbunden.

Der Herr dieser ganzen Entwicklung blieb Bismarck. Sein Leben trat in die zweite große Periode; neuere Beurteiler meinen sie seine

größte nennen zu sollen. Wieder zog er die Ideen zu sich heran und formte sie um, damit sie seinem Werke dienten: das soziale Königtum der Hohenzollern, die konservative Staatsidee, der christliche Staat, sie alle konnten sich in dieser neuen Welt wiederfinden. Er benutzte die Parteien nach seinen Zwecken; zu den Konservativen, die 1876 ihren preussischen Partikularismus begraben hatten und deutsch-konservativ geworden waren, hatte er sich mühelos zurückgefunden, aber auch das Zentrum diente ihm von Fall zu Fall, die liberale Partei hatte er gespalten und schließlich zum Teil in seinem Sinne umgebildet.

Nicht minder groß war seine Stellung in der auswärtigen Politik. Auch sie war seit 1879 neu orientiert. Das Bündnis mit Österreich, 1882 durch das mit Italien erweitert, betonte Deutschlands mitteleuropäische Stellung, aber es blieben die Beziehungen zu England und auch zu Rußland. In den Jahren 1879—88 war das Deutschland Bismarcks der Schiedsrichter Europas. Damals tat es auch seine ersten Schritte über das Meer, die ersten Kolonien wurden erworben.

So hatte das deutsche Volk ein Staatswesen erhalten, wie es noch nie in seiner Geschichte eines gehabt hatte. In seiner Gestaltung paßte es in keine Theorie, aber es paßte ins Leben. Jedermann sah, wie es lebte und Leben schuf.

Blieb nichts mehr zu wünschen? Wer tiefer blickte, mußte das verneinen. Es war kein Schade, daß sich diese große Entwicklung unter großen und erbitterten Kämpfen vollzogen hatte, wohl aber, daß in diese Kämpfe immer wieder der Begriff des nationalen Staates hereingezogen wurde. Das aber hing mit seiner Entstehung aufs engste zusammen. Denn dieser Staat war Bismarck. Jeder Kampf, in den er trat, wurde auch ein Kampf um das Reich. Einsichtige Vaterlandsfreunde sahen das früh. „Die Größe haben wir erreicht,“ schrieb Gustav Freytag schon im September des Jahres 1871, „jetzt werfen die Mittel, wodurch sie uns geworden, ihre Schatten über unsere Zukunft. Wir werden's alle noch bezahlen, daß einer sich gewöhnt hat, selbstherrlich mit Puppen zu spielen.“ Und um 1880 meinte Hermann Baumgarten, der große Mann werde uns eine große Not hinterlassen. Die Not war da. Sie war mit der Größe untrennbar verbunden. Bismarck wurde „der Tyrann der inneren Politik“, und er säte bei den mit ihm im Kampfe Stehenden eine Saat der Erbitterung und des Hasses, die auch durch die begeisterte Liebe derer, die nur das Gewaltige seines Werkes sahen, nicht aufgewogen wurde.

Ja, diese Liebe war fast noch gefährlicher als der Haß. Jene Verengung des nationalen Bewußtseins, die mit dem Kulturkampfe dem deutschen Staate gedroht hatte, war für große Teile des deutschen Volkes doch eingetreten. Als das Zentrum zum ersten Male den Präsidenten des Reichstags stellte, erschien das vielen Reichstreuern als eine Beleidigung des nationalen Gedankens. Nicht minder aber dauerten bei der katholischen Bevölkerung die Erinnerungen an den Kulturkampf fort. Die Einweihung des vollendeten Kölner Domes im Jahre 1880 vollzog sich anders als die Grundsteinlegung von 1842. Daß die Glocke, die Kaiser Wilhelm zum Andenken an die deutschen Siege für den Dom gestiftet hatte, lange nicht tönen wollte, gab den Katholiken Gelegenheit zu symbolischer Deutung. Sie standen bei der Einweihung beiseite; war es ein nationales Fest, wie die Regierung behaupten ließ, so war es das nur für die eine Hälfte der Nation.

Noch schlimmer aber wirkte in dieser Richtung der soziale Kampf. Das Sozialistengesetz schied die Sozialdemokratie von dem nationalen Staate und dem neuen nationalen Geiste. In der Zeit der Verfolgung schuf sie sich ihre eigenen Helden und ihre eigene Literatur von durchaus aufklärerischem Charakter, aufs stärkste von westeuropäischen Ideen beeinflusst. Die positive Sozialpolitik Bismarcks aber hatte weder die Arbeiterführer noch, wie er gehofft hatte, die Arbeiter gewonnen, sie war, wie Schmoller urteilt, unfähig, die eigentlichen Interessen, die Gefühle und die Phantasie der Arbeiterwelt zu erfassen.

So schied sich die Nation aufs neue in zwei Teile, und es waren nicht immer die besten oder die wertvollsten Elemente, die beim Reiche standen. Die nationale Überheblichkeit, die der fromme Junker Kleist-Rehnow schon nach 1866 gefürchtet und Theodor Fontane in dem neu gewonnenen Elsaß sogleich beobachtet hatte, brach zumal bei dem jungen Geschlecht, das im Reiche selbst emporwuchs, unerfreulich heraus. Sie ergriff in bedenklicher Weise das deutsche Schulwesen. Nicht nur die Franzosen wußten ergötzliche, aber doch auch traurige Beispiele solchen Sinnes aus deutschen Lehrbüchern anzuführen, auch einem englischen Bewunderer des neuen Deutschlands fiel die chauvinistische Voreingenommenheit des deutschen Professors gegenüber der ruhigeren Besonnenheit des deutschen Offiziers auf. Und dabei gaben die nationalen Ideale einen immer höhleren Klang. War es einstmals das Gebrechen der deutschen Kultur gewesen, daß sie kein Verhältnis zum Staate finden konnte, so durfte man jetzt fragen, ob

der neue deutsche Staat ein Verhältnis zur nationalen Kultur habe.

Es war sogleich nach dem Kriege ersichtlich, daß der Kulturfrühling, den man sich in falscher Anwendung geschichtlicher Vergleiche als Frucht der großen Siege erhofft hatte, nicht eintreten werde. Statt dessen kam eine neue Überschwemmung mit französischer Modenkultur, das Seichteste und Gefährlichste von allem, was wir im Laufe unserer langen Geschichte von Frankreich entlehnt haben. Es war vielleicht die übelste Folge des Milliardensegens und der Gründerzeit, daß sie, wie das deutsche Wirtschaftsleben, so auch die deutsche Kultur aus ihrer ruhigen Entwicklung herauswarfen und für eine Zeitlang wurzellos machten. Die Abwehr wurde erschwert durch eine immer stärkere Zersplitterung der einheimischen Kräfte des Geisteslebens. Die Vertreter des alten Liberalismus, die in Wissenschaft und Kunst noch lange die Führung behaupteten, sahen sich bei ihren Versuchen, die alten Kulturideale mit der neuen staatlichen Wirklichkeit zu verbinden, zu immer äußerlicheren Gleichungen gedrängt, wenn sie nicht wie Mommsen und Virchow zur Opposition traten. Dasjenige dichterische Werk des Liberalismus, das sich selbst als den eigentlichen Ertrag der Einigungsperiode gab, Gustav Freytags Ahnen, blieb doch in einer Verklärung des deutschen Privatmenschen stecken, und der deutsche Typus, den diese Romanfolge anschaulich zu machen suchte, wies in keine Zukunft. Aber auch die Romantiker fand im neuen Reiche ihr Reich nicht, weder die idyllische und stille Wilhelm Raabes noch die laute und pathetische Richard Wagners. Der eine vermischte seine „alten Nester“, der andere ein „Ziel der Macht“.

Die stärksten Versuche, zu einem intensiven Nationalismus zu gelangen, unternahmen die Männer, die den konservativen Staatsgedanken Bismarcks in sich aufnahmen. Sie fanden sich zusammen in der Abwehr des Judentums, das in breitem Strome im öffentlichen, wirtschaftlichen und geistigen Leben vorgeedrungen war, und in dem sie das eigentliche Element der Zersetzung des alten deutschen Wesens, das Haupthindernis der Entwicklung eines neuen sahen. Ihr Streben war, den Nationalismus wiederum völkisch zu unterbauen und ihn zugleich mit den moralischen Forderungen des neuen Machtstaates zu umgeben. Ihr Bannerträger ward Heinrich von Treitschke. Seine Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, deren erster Band 1879 erschien, wurde der großartigste Versuch, den neuen staatlichen Nationalismus in eins zu setzen mit der Entwicklung der deutschen Kulturnation. Er hat auf

das historische Denken der Gebildeten, zumal des jüngeren Geschlechts, einen unermesslichen Einfluß geübt.

Aber auf so geradem Wege war die deutsche Zukunft nicht zu gewinnen. Das zeigte sich, als mit 1880 etwa eine neue Zeit auch für das Kulturleben begann. Ein Teil des jungen Geschlechts sammelte sich um die Bestrebungen des Jüngsten Deutschlands. Auch seine Anhänger haben häufig national begonnen, sie alle fast sind von dem Wunsche ausgegangen, die nationale Kultur zu vertiefen oder neu zu bauen. Sie suchten dazu das deutsche Volk auf. Aber sie meinten damit nur die soziale Gruppe der Enterbten des Lebens, der Armen und der Bedrückten, und so wurde ihre Poesie eine Anklage gegen die Gegenwart, gegen den Staat vor allem, der ihnen in den Formen des verknocherten Landrats und des bestenfalls komischen Leutnants erschien. Ihre Vorbilder aber holten sie aus der Fremde, Zola, Turgenjew, Ibsen. Auch dieser letzte, so stark mit dem deutschen Wesen verbunden und ihm verpflichtet, doch ein Gegner Preußens, weil dessen Stärke erkaufte sei mit dem Aufgehen der Individuen in dem politischen und sozialen Begriff, ein Gegner Bismarcks, der nur ein Memnonstloß sei, der nicht töne.

Die anderen aber suchten die neue Persönlichkeit. Es war in der Tat der schwerste Verlust bei der Gründung des neuen deutschen Staates gewesen, daß er den deutschen Menschen, wie ihn die Zeit von 1770 bis 1830 erzeugt hatte, in sich verschlang. Hier zeigte sich das bedenklichste Gebrechen der ganzen deutschen Entwicklung, das Fehlen einer festen und allgemeinen gesellschaftlichen Kultur, die sich dem schrankenlosen Individualismus ebenso entgegengesetzt hätte wie jetzt dem überspannten Staatsbegriff. Die Menschen, die aus jener alten Zeit hinüberlebten, empfanden das sogleich und schwer. Karl Hillebrand und sein Kreis bezeugen es ebenso wie De Lagarde. Aber nicht diese wirkten auf die Jungen, die die neue Persönlichkeit suchten. Sie brauchten einen Führer, bei dem die Verneinungen schärfer waren, die Ziele weiter hinauslagen. Das wurde Nietzsche. Er war, wie die Jungen selbst, ein Enttäuschter von 1870. Er wollte den satten Optimismus vernichten, ob er nun auf dem Grunde der liberalen Aufklärung oder dem des selbstgewissen Staatsgefühls erwachsen war, und die alten Bindungen zerbrechen, die historischen zuerst, dann aber auch die nationalen. So sah er in dem Deutschen Reiche die Erstirpation des deutschen Geistes, im Nationalismus überhaupt ein Hindernis auf dem Wege zum guten

Europäer, und Bismarck erregte nur seine „ironische Neugierde“. So wirkte er zunächst nur zersetzend im Sinne eines phantastischen Anarchismus.

Im ganzen war der geistige Zustand der Nation in den achtziger Jahren unbefriedigend, der moralische nicht minder. Ein Franzose verglich im Jahre 1887 Deutschland mit dem Germaniadenkmal auf dem Niederwald. Aber er meinte, die Lage sei so, wie an dem Einweihungstage des Denkmals, wo sich auf der Plattform der Kaiser, die Fürsten und Staatsmänner des Reichs versammelt hatten, im Innern aber eine Sprengladung bereit war, sie alle zu vernichten. Es mußte sich zeigen, ob das Reich seinen Schöpfer überdauern werde, ob es fortbestehen könne als Ausdruck der nationalen Kräfte.

7. Imperialismus und Sozialismus.

Das Zeitalter Bismarcks lief ab. Sein Ausgang sollte das Werk des Gewaltigen auf die schwerste Probe stellen. Am 9. März 1888 starb Wilhelm I., fast 91 Jahre alt. Auf seinem Alter lag die Verklärung einer der Jugend bereits märchenhaft erscheinenden Heldenzeit. Sein Sohn bestieg den Thron als ein Sterbender. Am 19. Juni trug man auch ihn zu Grabe. Mit ihm fiel eine „Ergänzungsfarbe“ aus. Das Geschlecht, das 1870 im Mannesalter gestanden hatte und mit seinen Jugenderinnerungen noch in die Zeit der Verfassungskämpfe heraufreichte, kam nicht zur Regierung. Auf das höchste Alter folgte unmittelbar die lebens- und tatendurstige Jugend. Sie wollte ihre eigenen Wege gehen. Am 20. März 1890 trennte sich Kaiser Wilhelm II. von Bismarck. Der Bruch erfolgte ohne die geringste äußere Erschütterung, um so stärker war die innere in den Gemütern. Bismarck zog sich in den Sachsenwald zurück. Ihm folgte eine Dankbarkeit, wie sie nie ein Deutscher gehabt hat. Auch von seinen ehemaligen Gegnern haben immer mehr den Weg zur Anerkennung seiner Größe gefunden.

Aber die Zeit ward neu. Als Fürst Hohenlohe, damals Statthalter von Elsaß-Lothringen, im Juni nach Berlin kam, schrieb er in sein Journal: „Zwei Dinge sind mir in den drei Tagen, die ich jetzt hier zugebracht habe, aufgefallen: erstens, daß niemand Zeit hat und alle in größerer Heße sind als früher, zweitens, daß die Individuen geschwollen sind. Jeder einzelne fühlt sich.“

Das waren die Zeichen einer neuen, stürmischen Entwicklung, gegen welche die Zeit Bismarcks bald als altväterisches Stilleben erschien.

Die so lange gesammelten und zum Teil gewaltsam zurückgehaltenen Kräfte ergossen sich brausend in neue Betten.

Der Kaiser hatte sich vorgesezt, der Führer dieser Entwicklung zu werden. Wenn dazu ein reines Wollen und ein starkes Empfinden für die Bedürfnisse der Zeit genügt hätte, so hätte die Nation keinen besseren Führer haben können. Es ist das tragische Verhängnis für den Kaiser und das deutsche Volk geworden, daß der Kaiser eine „romantische Natur“ war und blieb. In vielen Punkten ähnelte er seinem Großoheim Friedrich Wilhelm IV. Er teilte mit ihm die oft dilettantische Vielseitigkeit der Interessen, die Vorliebe für das Historische, das sich, ob es nun brandenburgisch, preußisch oder deutsch ist, eine einheitliche Idealisierung muß gefallen lassen, um Gegenwartszwecken zur Rechtfertigung zu dienen, die Stärke des Persönlichkeits- und Verantwortlichkeitsgefühls, das, oft mystisch empfunden und theatralisch ausbrechend, Bestimmbarkeit und Sprunghaftigkeit nicht ausschließt. Aber er kam nicht, wie jener, von einer Epoche der künstlerischen Geistesbildung, sondern von der militärischen Tradition der neuen Reichsgründung und den Eindrücken einer immer gewaltiger werdenden wirtschaftlichen Entwicklung her. Fast gleichzeitig mit seinem Regierungsantritt hatte sich der lange vorbereitete Eintritt Deutschlands in die Weltwirtschaft endgültig vollzogen. Es war natürlich, daß, wie einst in den Tagen des Zollvereins, der wirtschaftlichen Entwicklung die politisch-nationale folgte. Die deutsche Weltwirtschaft hätte aus sich mit Notwendigkeit die deutsche Weltpolitik erzeugt, aber daß dies nicht wie damals allmählich, sondern stürmisch und drängend, daß es nicht still und besonnen, sondern laut und gewaltsam geschah, das ist das eigentliche Werk des Kaisers gewesen. Bereits 1896, bei der Feier des 25 jährigen Bestehens des Deutschen Reichs, verkündete er das „größere Deutsche Reich“, das er fest an das heimische angliedern wolle. Das war die Proklamation des deutschen Imperialismus. Auf drei Stützen sollte er ruhen: auf der militärischen Macht, wie sie das alte Preußen geschaffen hatte, auf der Wirtschaftsmacht, die ein Ergebnis der Reichsgründung geworden war, und auf dem Deutschtum im Auslande, zumal dem überseeischen, das Zeiten politischen und wirtschaftlichen Drucks aus dem Mutterlande getrieben hatten.

Das sinnfälligste Zeichen der deutschen Weltmachtpolitik wurde die Neuschaffung der deutschen Flotte. Sie ist das eigenste Werk des Kaisers. Er hat sie der Nation recht eigentlich abgerungen. Aber der Fürst

Hohenlohe, der damals als Reichskanzler die Flottenvorlagen verteidigte, hatte doch recht, wenn er die Schuld oder das Verdienst, daß wir eine Flotte haben, dem deutschen Volke selbst zuwies, zu dessen Jugendträumen aus den achtundvierziger Tagen ja gerade der Flotten Traum gehört hatte, und er traf den Kern der Sache, wenn er sagte, das Drängen nach einer Weltmachtstellung sei nur ein anderer Ausdruck für die idealen Einheitsbestrebungen des deutschen Volkes.

In der Tat war dem so. Der deutsche Imperialismus, der hier inaugurirt wurde, stand, wie bei den Engländern, Franzosen, Russen und Amerikanern, in engstem Zusammenhange mit der von ihm abgelösten nationalen Entwicklung. Darauf konnte Erich Marcks schon 1903 hinweisen. Aber er wurde bei uns doch von einer Bedeutung auch für die nationale Entwicklung selbst, die er bei anderen Nationen nicht gehabt hat und nicht gut haben konnte. Er veränderte langsam, aber immer deutlicher sichtbar die Stellung des Kaisertums. Es hörte auf, nur der Ausdruck einer Vorzugsstellung des preußischen Königs unter den deutschen Fürsten zu sein, es wurde der eigentliche Ausdruck der neuen Machtpolitik und übernahm die Führung der Nation auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, weit über seine staatsrechtliche Bedeutung hinaus. Ebenso sichtbar veränderte sich das Wesen des Reiches. Es hörte auf, in erster Linie ein Bund der deutschen Regierungen zu sein. Sein eigentlicher Ausdruck wurde der Reichstag. Er tilgte in sich die letzten Reste landsmannschaftlicher Parteibildungen, er zog immer mehr von den großen Parteien zur Mitarbeit an den Aufgaben des Reiches heran. Er erweiterte ständig den Kreis dieser Aufgaben und richtete schließlich auch auf dem Gebiete der Reichsfinanzen seine Hoheit über den Einzelstaaten auf.

Unzweifelhaft hatte damit die nationale Entwicklung in beiden Punkten über Bismarck hinausgeführt. Ideen, die er hatte umbiegen müssen, um das Reich zu schaffen, hatten sich wieder zu selbständigem Leben erhoben. Es war die Frage, ob sie kräftig genug sein würden, sich durch die inneren und äußeren Schwierigkeiten hindurch zu behaupten. Denn diese waren groß, größer als selbst vorsichtige Warner ahnten.

Die neue Weltpolitik, die im Orient über Österreich-Ungarn hinaus nach der Türkei strebte und die die Kolonialpolitik der achtziger Jahre durch eine mit der Besetzung von Kiautschou beginnende Ueberseepolitik ersetzte, rückte den deutschen Imperialismus in die gefährlichste Nähe des englischen und führte mit Notwendigkeit in den Gefahrgürtel

der europäisch-asiatischen „Bruchzone“ hinein, von der Bismarck das Deutsche Reich mit allen Mitteln ferngehalten hatte. Sie konnte ihn vielleicht durchdringen, wenn sich die gesammelten Kräfte der Nation auf ein fest umschriebenes Ziel vereinigten. Aber dazu fehlte viel. Nicht nur die Klarheit der Leitung, sondern auch die Homogenität der Kräfte selbst. Nirgendwo deckten sich eben jene drei Grundlagen der deutschen Weltpolitik, die Gebiete der kriegerischen, der wirtschaftlichen und der völkischen Kräfte. So bekam der wirtschaftspolitische Ausbreitungsdrang Deutschlands etwas Unruhiges, Stoßweises, er ging, scheinbar ohne größeren Plan, nach der Richtung des kleinsten Widerstandes. — Dazu kamen die Widersprüche, die zwischen den alten und den neuen Macht Tendenzen bestanden. Wir strebten nach der „offenen Tür“ in allen Erdteilen und wollten doch selbst womöglich ein geschlossener Handelsstaat im Sinne Fichtes bleiben. Der Schutz Zoll daheim und der freie Handel in der Welt sollten sich ergänzen. Ein lebensfähiger Bauernstand nicht nur, sondern eine überwiegend agrarische Herrschaft sollten zusammenarbeiten mit den Industriekapitänen des neuen Deutschlands und einer sich immer gewaltiger zusammenballenden und organisierenden Arbeiterschaft. Wir hatten sodann unser Staatswesen auf der Grundlage eines streng staatlichen Nationalismus aufgebaut. Bismarck hatte deshalb folgerichtig das Auslandsdeutschtum politisch preisgegeben, nun sollte dieses in die weltpolitische Kombination hineingezogen werden, ohne daß man die Grundlage des staatlichen Nationalismus daheim verließ, ja indem man sie wohl noch in berechtigter Abwehr gegen die volksfremden Elemente verstärkte.

Hier lagen bereits große Schwierigkeiten auch der inneren Entwicklung. Sie wurden verstärkt durch die Umbildung des deutschen Volkskörpers, die aus der wirtschaftlichen Entwicklung folgte. Ihr erstes Zeichen war eine allgemeine Zersetzung des alten Patriarchalismus und der alten Bürgerlichkeit, in der der größte Teil des Volkes bis in die Zeiten der Reichsgründung hinein gelebt hatte. 1901 konnte Thomas Mann bereits den Untergang des alten Bürgertums in seinen Buddenbrocks mit naturwissenschaftlicher Kühle und Übersicht schildern, 1907 fand Friedrich Paulsen das besondere Kennzeichen der neuen Zeit in der Auflösung der alten Autoritätsverhältnisse in Familie, Schule und Staat. Allgemein war die Klage über den steigenden Materialismus des Lebens als Folge des neuen Reichtums. Auch die neuen Ziele der Macht, die uns der Imperialismus wies, schienen zunächst

nur materieller Art zu sein. Die wachsenden Zahlen unsrer Einfuhr und Ausfuhr, unsrer Verkehrsbewegung, unsres Volkswohlstandes schienen die neuen nationalen Siege zu bedeuten. Auch die Kolonialpolitik schien erst populär zu werden, als Dernburg uns den Kapitalwert der Neger vorgerechnet hatte. Dem Auslande aber erschien dies ganze, oft lärmende Gebaren als „Megalomanie“, das sich auch in den Riesenmaßen der neuen öffentlichen Bauten und Denkmäler ausdrückte.

Dennoch war dies nicht mehr als die Ungebärdigkeiten eines in der Entwicklung befindlichen, sich jugendlich fühlenden Volkskörpers. Gegen die Zerfahrenheiten einer materialistischen und wesentlich kritischen Weltanschauung hatte sich schon etwa seit der Jahrhundertwende ein neuer Idealismus erhoben. Geschichte und Naturwissenschaften gaben die Führung wieder an die Philosophie ab und diese wandte sich zurück zu der großen idealistischen Periode des deutschen Denkens. In der Kunst wich die realistische Beobachtung der Wirklichkeit einer neuen Phantasiebewegung. Das religiöse Denken gewann neue Kraft und Ausdehnung. Schon damals wurde es sichtbar, daß auch der Machtgedanke in seine idealistische Periode zu treten begann. Wir haben das vielleicht zum erstenmal im Jahre 1908 empfunden, als das Unglück des Zeppelinluftschiffes bei Echterdingen die ganze Nation in Bewegung brachte. Wie einst der Brand von Hamburg, wurde es als ein nationales Unglück empfunden, und wenn damals das deutsche Volk zusammentrat um seine Einheit zu bekunden, so wurden die Sammlungen, die jetzt in Deutschland stattfanden und ein so großartiges Ergebnis lieferten, der Ausdruck des neuen Machtstrebens.

Es schien nicht unmöglich, diese geistigen Wandlungen dem Imperialismus dienstbar zu machen, so wie der englische sich Carlyle, Seelen und Kipling dienstbar gemacht hatte. Männer wie Naumann und Rohrbach wirkten in diesem Sinne, Lamprechts großes Geschichtswerk entsprang denselben Anschauungen. Aber für eine Vereinigung der gesamten Kräfte der Nation kam alles darauf an, ob es gelingen würde, den Imperialismus mit der stärksten Kraft des innern deutschen Lebens auszugleichen, dem Sozialismus.

Die Verbindung zwischen Volk und Staat, die die soziale Gesetzgebung geschaffen hatte, war doch nur eine materielle gewesen. Jetzt sollte sie eine geistige werden und dem kam wenigstens bei den führenden Schichten die neue Wendung des geistigen Lebens durchaus entgegen. Nicht umsonst war Marx von Hegel ausgegangen. Was bei beiden Theorie

oder Utopismus gewesen war, die Überwindung des Individualismus durch die soziale Gemeinschaft, das sollte in dem Deutschland des 20. Jahrhunderts Wirklichkeit werden. Im Jahre 1907 konnte ein Deutschamerikaner als das politische Ideal des heutigen Deutschland soziale Gerechtigkeit, als die Grundforderung der neuen Erziehung soziale Betätigung bezeichnen. Der alte Liberalismus, gerade in den sozialen Kämpfen zerrieben, räumte nun endgültig seinen Platz den Ideen der neuen Vergesellschaftung und Verstaatlichung. Was von ihm übrig blieb, das Ideal der freien und harmonischen Persönlichkeit, zog sich auf das geistige Gebiet zurück und mußte sich auch hier mit diesen Ideen auseinandersetzen. Das geschah für die Jugend in einer großen pädagogischen Bewegung, deren Ziele die Stärkung aller Willensmomente, die Verdrängung des Wissens durch das Können, die körperliche Erziehung, die Schaffung einer staatsbürgerlichen Gesinnung wurden. Für die Bildung des einzelnen wurde wiederum Nietzsches Vorbild, jetzt aber als „homo religiosus.“ Sein Übermensch schien durch die pädagogische Provinz Goethes mit ihren drei Ehrfurchten gegangen zu sein, schon 1890 hatte der Rembrandtdeutsche unter ungeheurem Beifall den so gewandelten deutschen Menschen beschrieben.

Aber das alles ging nur die führenden Kreise an, zu den breiten Schichten des Volkes führte der Weg nur über eine Auseinandersetzung mit der Sozialdemokratie, die sich zudem in Deutschland mit Recht als die eigentliche bewußte Vertreterin des Sozialismus empfand. Für eine solche Auseinandersetzung war die Aufhebung des Sozialistengesetzes im Jahre 1890 von der größten Bedeutung geworden. Erst dadurch wurde der neue Kampf zwischen Volk und Staat, den die Bismarcksche Epoche hinterlassen hatte, als politische und geistige Auseinandersetzung möglich. Ihre Ergebnisse wurden bald sichtbar. Zwar nicht in dem Sinne, wie manche gehofft hatten, daß die Sozialdemokratie an Boden verloren hätte, im Gegenteil, ihre Wählerstimmen bei den Reichstagswahlen stiegen fast mit jeder Wahl und erreichten 1912 fast ein Drittel aller abgegebenen; daß sie die ungeheure Mehrheit des arbeitenden Volkes vertrat, daran war längst kein Zweifel. Aber der Kampf selbst verwandelte sie innerlich. Mochte das Erfurter Programm, mit dem die Sozialdemokratie 1891 in die neue Epoche eintrat, noch in seinem grundsätzlichen Teil reinen Marxismus mit Katastrophen- und Verelendungstheorie und proletarischem Internationalismus verkünden, mochten die Erläuterungen Kautskys gerade dies unentwegt

als Dogma verfechten, die tatsächliche Entwicklung ging darüber hinweg. Nach zwei Richtungen: die genossenschaftliche und besonders die gewerkschaftliche Bewegung innerhalb der Arbeiterschaft, in der Deutschland lange zurückgeblieben war, wuchs außerordentlich schnell, und in der geistigen Bewegung vollzog sich eine Loslösung der sozialdemokratischen Weltanschauung von der rein aufklärerischen Wissenschaft, auf der Marx sie hatte begründen wollen. Das erste bedeutete, daß die Arbeiterschaft trotz aller theoretischen Ablehnung in den Wohlfahrtssozialismus des kapitalistischen Staates hineinwuchs, das zweite, daß nun auch die Sozialdemokratie an dem neuen Idealismus der bürgerlichen Kulturbewegung Anteil nehmen konnte. Die „Verelendungstheorie“ wurde umgestaltet. Nicht mehr der Mangel an irdischen Gütern war das Arbeiterelend, „uns fehlt nur eine Kleinigkeit, um so frei zu sein wie Vögel sind, nur Zeit,“ sang Dehmel. Damit war ein neues Mitgefühl der Gebildeten begründet und auch der soziale Gegensatz schien idealistisch lösbar. Nur mußte sich der Wissensdurst des Proletariats, von dem die Erläuterungen des Erfurter Programms gesprochen hatten und der doch bisher ganz der Erziehung zum Klassenkampf dienstbar geblieben war, mit der neuen pädagogischen Bewegung verbinden, die doch immer wieder um den Begriff der Staatspersönlichkeit freifte.

So schien es möglich, im Rahmen des Bismarckschen Nationalstaats die Einheit der Nation durch eine umfassende soziale Tätigkeit wiederzugewinnen. Aber war es auch möglich, die Sozialdemokratie für den Imperialismus zu gewinnen? Die Männer des Staatssozialismus, welche im Jahre 1900 für die neue Flotte warben, die Schmoller, Sehring, Wagner und Francke bemühten sich um die Wette, den arbeitenden Klassen zu zeigen, daß ihr weiterer Aufstieg von der wirtschaftlichen Ausbreitung Deutschlands unter dem Schutze eines gewaffneten deutschen Reichs abhing, und auf der anderen Seite gab schon 1899 Max Schippel zu, daß die deutsche Arbeiterklasse sich in ihrem Kampfe mit dem Kapital in vielen Stücken als natürlicher Bundesgenosse einer weitblickenden und kühn ausgreifenden Industriepolitik fühle. Aber im Innersten blieben Sozialdemokratie und Imperialismus Gegensätze, das betonte jede Resolution der internationalen Kongresse, und viel kam zusammen, um diesen Gegensatz in Deutschland besonders scharf zu gestalten. Der deutsche Imperialismus hat weniger Kriege geführt als der englische, russische oder französische, aber er war ausgreifend, nicht verteidigend, wie der englische sein konnte, er war durch seine

natürlichen Bedingungen unruhig, wie wir sahen, nicht still, wie es der russische, z. T. auch der französische sein konnte, und vor allem, er blieb, mochten seine Ziele auch nur wirtschaftliche sein, in seinem Äußern kriegerisch. Er zeigte sich auch da in „schimmernder Wehr“, wo es nur galt Geschäfte zu treiben. Es lag in der Natur des Kaisers, jeden neuen Vorstoß des wirtschaftlichen Deutschland mit großen, oft drohenden Gebärden zu begleiten. Eifrige Militärschriftsteller suchten in der Nation das Ethos vaterländischer Begeisterung für einen nächsten Krieg vorzubereiten, der früher oder später um die unsichtbaren Grenzen eines größeren Deutschlands geführt werden müsse. Endlich der Alldeutsche Verband, der sich aus der Erregung über den Sanjibarvertrag von 1889 gebildet hatte, zog seine Kraft aus recht eigentlich völkischen Tendenzen und glaubte die neuen Volkskräfte mit dem alten Rassenstolz germanischer Urkraft verbinden zu können. Er erkannte damit sehr wohl den größten Mangel des deutschen Imperialismus, das Fehlen eines national-ethischen Moments von einfacher Struktur, wie es der englische, französische und russische Imperialismus besaßen, aber er stärkte damit auch den Argwohn, als sollte die neue wirtschaftliche Ausbreitung Deutschlands gewaltsam oder gar kriegerisch sein. Gegen all das blieb die deutsche Sozialdemokratie in schärfster Gegenstellung. Hatte sie 1904 durch den Mund ihres Führers Bebel sich zur Verteidigung des vaterländischen Bodens, wie ihn das Reich umschrieben hatte, bekannt, so erklärte noch der Chemnitzer Parteitag von 1912 sich schroff gegen den Imperialismus als den Drang kapitalistischen Strebens zu kolonialer Ausdehnung und Antrieb zu entsprechender Gewaltpolitik. Ihm stellte sie die sozialistischen Ideale der Freiheit des Weltverkehrs, der Aufhebung der Zollschranken, der internationalen Vereinbarung behufs Beendigung des Wettrüstens entgegen.

Wie schroff die Gegensätze innerhalb der Nation waren, die gerade aus dem militärischen Begriff entsprangen, das zeigte die Hundertjahrfeier der Befreiungskriege im Jahre 1913. Sie fanden fast dramatischen Ausdruck in dem Schicksal von Gerhardt Hauptmanns Festspiel, das es unternahm nur das kulturbringende Athene-Deutschland zu preisen und dem „Vorwärts“ Blüchers seinen militärischen Sinn zu nehmen. In Breslau von dem offiziellen Preußen mit Entrüstung abgelehnt, wurde es in Frankfurt von einem Publikum von Arbeitern bejubelt.

Das war die Lage, in der uns der Weltkrieg traf. Er brachte uns in jenen ewig denkwürdigen Augusttagen von 1914 einen Ausbruch

des nationalen Gefühls, wie ihn unsre Geschichte noch nie gesehen hatte. Damals erfuhr Deutschland, daß seine höheren Stände noch nicht im Mammonismus und Ästhetentum untergegangen waren, daß seine Jugend nicht entnervt und nicht unpolitisch erzogen war, es erfuhr auch, daß sein ärmster Sohn sein getreuester war. Und nirgendwo, gerade bei den zum Kampf Ausziehenden, das bezeugen heute schon die Tausende von Briefen der Gefallenen, ein Eroberungs- oder Zerstörungsgeist, überall das Gefühl, daß ein friedliches Volk widerwillig das Schwert ziehe, daß es, angegriffen, um Haus und Hof kämpfe. Nichts anderes besagten auch die Worte, die die Landwehrleute an die Eisenbahnwagen schrieben, die sie zur Grenze führten: „Damit unsre Kinder es einmal besser haben als wir.“ Seitdem hat eine verlogene Geschichtsklitterung uns einzureden versucht, daß diese Gefühle doch nur auf arglistiger Täuschung des Volkes durch eine dummpfiffige Diplomatie beruht hätten, daß uns niemand angreifen wollte. Gewiß nicht, wenn wir den letzten Bundesgenossen, den wir auf dem Kontinent hatten, jetzt oder später verlieren und damit nicht bloß der Weltpolitik den Abschied geben, sondern auch das Erbe Bismarcks preisgeben wollten. Wir fühlten uns im Rechte dies nicht zu tun, und daß dieses Recht etwa gerade bei diesem Kriege ein besonderes Unrecht gewesen wäre, das zu behaupten ist für unsre Gegner eine wirksame Waffe gewesen, für Deutsche ist es Torheit oder Schlechtigkeit. Mit der Frage, ob wir auch um den Preis einer diplomatischen Demütigung dem Krieg noch einmal hätten ausweichen sollen und können, hat dies gar nichts zu tun. Daß wir nicht klug daran getan haben, den Knoten, in den wir durch eine frühzeitige Weltpolitik ohne Sicherung einer breiten kontinentalen Basis verstrickt waren, zerhauen zu wollen, wissen wir heute nur zu gut. Wir fühlten uns stark genug, auch dies zu tun. In der Tat, wir waren ungeheuer stark, erst die Anstrengungen unsrer Feinde, die eine Welt gegen uns zusammenrufen mußten, haben uns gelehrt, wie stark wir waren. Aber freilich, gerade diese Stärke hat unsern Untergang so tragisch gemacht. Vier Jahre lang haben wir uns gegen eine Welt verteidigt und dabei den Krieg nicht nur von unsern Grenzen ferngehalten, sondern ihn so weit in die Lande der Feinde getragen, wie es sonst nur ein siegreiches Volk tut. So haben wir uns vier Jahre dem Siege nahe wähen können, immer wieder hat uns die Heldenkraft unsrer Heere über Zweifel und Sorgen hinweggetragen. Und so haben wir, während wir dem Abgrund zueilten, noch einmal alle Pläne einer weltpolitischen und nationalen Zukunft vor uns auf-

gebaut. Es wird stets denkwürdig bleiben, wie hier all die großen, halbvergessenen Möglichkeiten unsrer Geschichte wieder aufgetaucht sind, die großdeutsche, ja die mittelalterlich-imperialistische Idee in neuen Formen. Jetzt erst begann unser Volk als Ganzes weltpolitische Gedanken und weltpolitische Anschauungen zu gewinnen. In diesem Sinne besonders ist der Krieg zu früh gekommen. Zu früh aber auch deshalb, weil sich die innere Auseinandersetzung, in der wir begriffen waren, in ihm fortsetzen mußte. Es war ein ebenso bedeutsames wie unerhörtes Schauspiel, daß die Nation fast vom ersten Augenblicke an den Krieg mit einem Kampf um politische, soziale und geistige Reformen begleitete. Auch hier sind alle alten Fragen unsres nationalen Lebens wieder aufgetaucht. Auch hier ist dann die relative Sicherheit, in der wir vier Jahre dahinlebten, unser Verhängnis geworden. Die Auseinandersetzungen Preußen-Deutschland, Obrigkeitsstaat und Volksstaat, die Kämpfe um Bildungs- und Weltanschauungsfragen haben Zeit gehabt uns innerlich zu zerreißen. Es war doch kein Zufall, daß uns der Krieg ganz große und ganz reine Menschen als Führer nur auf dem einen Gebiet geschenkt hat, wo wir mit einheitlich gerichteter Kraft in den Krieg eingetreten waren. Im übrigen war das Ergebnis des inneren Kampfes nicht Klarheit, sondern erhöhte Verwirrung. Der Streit um die Kriegsziele, der zu einem geistigen Bürgerkrieg wurde, war nur ihr Ausdruck.

Und das alles, während die wirtschaftliche Not die animalischen Instinkte der Nation immer höher emportrieb, den Volkskörper durchseuchte, das Beamtentum, schließlich das Staatsgefüge selbst erschütterte, der Verrat sich immer stärker zur Zermürbung von Heimat und Heer organisieren konnte. Als die Nation versagte, riß sie den Staat mit sich.

So kam der moralische Zusammenbruch zu dem politisch-militärischen. Er begann vor ihm, überholte ihn aber dann mit noch jäherer Schnelligkeit. Wir wissen heute, daß er seine eigentliche und letzte Ursache gewesen ist. Der Weltkrieg endete in der deutschen Revolution. Als Matrosen der deutschen Flotte, die der Unterbau unsrer Weltmacht hatte sein sollen, statt sich für ihr Vaterland zu opfern, es vorzogen, gegen die Hauptstadt des Reichs zu marschieren, als ein in all seinen sittlichen Begriffen erschüttertes, von Hunger und Not zermürbtes, aus seinen letzten und höchsten Hoffnungen herabgestürztes Volk, der skrupellosen Agitation des äußeren und inneren Feindes erliegend, glaubte sich einen besseren Frieden zu erkaufen, wenn es seine Fürsten verjagte

und seinen Staat zerschlug, da war das Ende da. Ein Ende mit Schrecken und ein Ende voller Schande. Aus allen Winkeln des zerbrochenen Reichsbaus drangen die Kräfte der Zerstörung ans Licht. Das Judentum erwies sich als ein „Element der Dekomposition“, wie es Mommsen genannt hatte, weit über die Erwartungen auch seiner Gegner hinaus. Die Deutsche Sozialdemokratie, als deren Unterscheidungsmerkmal von ihren Schwestern in andern Ländern die besten Kenner die Gefeslichkeit und die Abneigung gegen die Revolution bezeichnet hatten, glaubte sich nicht anders behaupten zu können, als indem sie die Leitung der Revolution übernahm.

Sie hat zugleich übernommen, das Erbe des deutschen Imperialismus zu liquidieren und auf den Trümmern des Deutschen Reichs den deutschen Volksstaat zu begründen. Wir dürfen ihr das Zeugnis nicht verweigern, daß sie hierbei Gesinnungstreue und Tatkraft eingesetzt hat. Aber sie hat alsbald erfahren, daß man nicht ungestraft den Massen jahrzehntelang den Klassenkampf predigt und die Zusammengehörigkeiten der nationalen Kultur für das Traumbild einer internationalen Verbrüderung preisgibt. Als die Bedingungen von Versailles zeigten, daß es sich für unsere Gegner — wie besorgte Vaterlandsfreunde immer behauptet hatten — nicht bloß um das Zurückdrängen angeblicher deutscher Weltherrschaftsgelüste, sondern um die Vernichtung des deutschen Volkes als politischer und wirtschaftlicher Körper überhaupt handle, da hat sie den Mut nicht gefunden, das Nein auszusprechen, das ihr, wie einst der revolutionären Regierung vom 4. September 1870 in Frankreich das Recht gegeben hätte, die nationale Entwicklung weiterzuführen. So bleibt die deutsche Revolution von 1918 mit dem Brandmal des doppelten Vaterlandsverrats behaftet.

Die regierende Sozialdemokratie hat dann bei jedem Versuch, nationale Belange zu schützen und die staatliche Ordnung wiederaufzurichten, weitere breite Massen des Volkes sich entgleiten sehen. Andererseits aber hat jeder Versuch, die Revolution durch angeblich notwendige politische und soziale Reformen zu rechtfertigen, zu einer immer weiteren Verfälschung unserer jüngsten nationalen Vergangenheit, zu immer neuen Unwahrheiten über die angebliche politische und soziale Knechtung geführt, unter der das Wilhelminische Deutschland habe schmachten müssen. So ist das Ergebnis der Zeit der deutschen Nationalversammlung für den deutschen Staat ein Notbau mit allen Mängeln einer Kompromißpolitik, für das deutsche Volk aber lediglich eine weitere Zer-

rüttung der nationalen Besinnung und der nationalen Moral geworden.

Wir haben in den vier Kriegsjahren den Weltkrieg oft mit dem Siebenjährigen Krieg Friedrichs des Großen verglichen. Wie kam es doch, daß dieser sich behauptete? „Die Hauptsache ist,“ sagt Ranke, „daß er sich moralisch aufrecht erhielt.“

Literatur.

Die beste Erläuterung meiner Ausführungen bietet eine gute deutsche Geschichte. Ich nenne zwei Werke, welche Gegensätze bezeichnen. Die große Deutsche Geschichte von Karl Lamprecht (12 Bände und 3 Ergänzungsbände, Berlin 1891 ff.) faßt die deutsche Geschichte als Kulturentwicklung und sucht von dem Grundgedanken aus, daß alle geschichtliche Entwicklung auf wirtschaftlichen Veränderungen beruhe, die sich ihrerseits in Veränderungen des Geisteslebens spiegeln, eine „sozialpsychische“ Stufenfolge von Kulturzeitaltern in gesetzmäßigem Ablauf zu konstruieren. Voran geht gleichsam als Vorspiel und Grundriß des Ganzen eine Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins, die als die systematischste Behandlung unfres Themas für uns von besonderer Wichtigkeit ist. — In beabsichtigtem Gegensatz zu Lamprecht hat Dietrich Schäfer eine Deutsche Geschichte in zwei Bänden geschrieben (7. Aufl., Jena 1919). Für ihn ist die Geschichte nur politische Geschichte und alle großen Veränderungen das Werk einzelner Persönlichkeiten. Für uns ist wertvoll, daß er der räumlichen Ausbreitung des deutschen Volkstums und der staatlichen Entwicklung Deutschlands besonderes Augenmerk zugewendet hat.

Der Vergleich beider Werke im ganzen und einzelnen ist sehr lehrreich.

Für weitere Auskunft wird man mit Nutzen die Bibliographie im 12. Bande von Lamprechts Deutscher Geschichte und die in Schaffens und Schauen, Ein Führer durchs Leben, 3. Aufl., Leipzig, Teubner 1914, S. 61 ff. genannten Werke heranziehen.

Im folgenden stelle ich nach dem Gange der Darstellung die hauptsächlichsten Schriften zusammen, auf denen sie ruht oder die sich zum Nachlesen für einzelne Punkte eignen.

I. Die Zeiten der universalen Staatsgestaltung und der Ausbildung einer nationalen Kultur.

F. G. Schultheiß, Geschichte des deutschen Nationalgefühles. München 1893.

1. Die Entstehung eines deutschen Volkes aus dem Germanentum.

F. J. Neumann, Volk und Nation. Leipzig 1886. U. v. Wilamowitz-Möllendorff, Volk, Staat, Sprache. Kaisergeburtstagsrede 1898 (auch in den Reden und Vorträgen. 3. Aufl. Berlin 1913). R. Michels,

Zur historischen Analyse des Patriotismus. (Archiv für Sozialwissenschaften Bd. 36.) 1913. R. Kjellén, Der Staat als Lebensform. Leipzig 1917. H. v. Treitschke, Politif. 3 Bde. Leipzig 1897. — G. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte. Bd. 1 u. 2. 3. Aufl. Berlin 1880—82. K. Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde. Bd. 4. Herausgegeben von M. Roediger. Berlin 1900. L. Schmidt, Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung. Berlin 1904—11. A. Dove, Der Wiedereintritt des nationalen Prinzips in die Geschichte. (Ausgewählte Schriftchen.) Leipzig 1898. O. L. Jiriczek, Die deutsche Heldensage (Grundriß der germanischen Philologie. 4. Aufl.). Straßburg 1916 ff. W. Sidel, Die Entstehung der fränkischen Monarchie. (Westdeutsche Zeitschrift. Bd. 4.) 1885. R. Sohm, Fränkisches Recht und Römisches Recht. (Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Germanistische Abteilung Bd. 1.) 1880. E. Lavisse, La foi et la morale des Francs. (Revue des II mondes. Pér. III. Bd. 74.) 1886. M. Tangl, Die Briefe des hl. Bonifatius. (Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit Bd. 92.) A. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands. Bd. 1. 3. Aufl. Leipzig 1904. J. v. Doellinger, Das Kaisertum Karls des Großen. (Akademische Vorträge. Bd. 3.) München 1888 ff. W. Ohr, Die Kaiserkrönung Karls des Großen. Tübingen 1904. Bericht über die 9. Versammlung deutscher Historiker zu Stuttgart 1906. (Diskussion über Persönlichkeit und Bedeutung Karls des Großen.) Leipzig 1907. G. Paris, Histoire poétique de Charlemagne. 2. Ausgabe. Paris 1908. G. Roethe, Deutsches Heldentum. Rede. Berlin 1906. Fr. Vögeler, Bezeichnung von Volk und Land der Deutschen vom 10. bis 13. Jahrhundert. Heidelberg 1901. E. Dümmler, Geschichte des Ostfränkischen Reiches. 3 Bände. 2. Aufl. Leipzig 1887.

2. Das Kaisertum des Mittelalters.

G. v. Below, Der Deutsche Staat des Mittelalters. Bd. 1. Leipzig 1914. S. Keutgen, Der Deutsche Staat des Mittelalters. Jena 1918. A. Heusler, Deutsche Verfassungsgeschichte Leipzig 1905. W. v. Giesebrecht, Geschichte der Deutschen Kaiserzeit. 6 Bde. Leipzig 1855 ff. J. Bruce, The holy Roman Empire. Deutsch von A. Windler. Leipzig 1872. J. Sieder, Das Deutsche Kaiserreich in seinen universalen und nationalen Beziehungen. Innsbruck 1861. H. v. Sybel, Die Deutsche Nation und das Kaiserreich. Düsseldorf 1862. H. Gerdes, Geschichte des Deutschen Volkes und seiner Kultur im Mittelalter. Bd. 1. Leipzig 1891. P. v. Winterfeld, Deutsche Dichter des lateinischen Mittelalters in deutschen Versen. München 1913. K. Hampe, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Salier und Hohenstaufen. 4. Aufl. Leipzig 1919. C. Mirbt, Die Publizistik im Zeitalter Gregors VII. Leipzig 1894. Fr. Kern, Der mittelalterliche Deutsche in französischer Ansicht. (Historische Zeitschrift Bd. 108.) 1912. A. E. Schönbach, Walthar von der Vogelweide. 3. Aufl. Berlin 1910. K. Burdach, Walthar von der Vogelweide. Teil 1. Berlin 1900. L. Uhland, Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. Band 1 und 2. Stuttgart 1865 ff. K. Franke, Die Kulturwerte der deutschen Literatur. Band 1. Berlin 1910.

3. Römisches Reich und deutsche Nation.

A. Meitzen, Die Ausbreitung der Deutschen in Deutschland und ihre Besiedelung der Slavengebiete. (Conrads Jahrbücher für Nationalökonomie Bd. 32.) 1879. R. Köhsche, Staat und Kultur im Zeitalter der ostdeutschen Kolonisation. Leipzig 1910. H. Witte, Die Besiedelung des Ostens und die Hanfa. (Pflingstblätter des Hanfischen Geschichtsvereins Bd. 10.) 1910. R. Hoeniger, Die Entstehung des deutschen Volkstums und seine Verbreitung im Mittelalter. (Internationale Monatschrift Bd. 7.) 1913. F. Kämpers, Die deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage. München 1896. S. Riezler, Die literarischen Widersacher der Päpste zur Zeit Ludwigs des Baiers. Leipzig 1874. A. Hauck, Deutschland und die päpstliche Welt Herrschaft. Rektoratsrede. Leipzig 1910. A. Walther, Die deutsche Frage am Ausgang des Mittelalters. (Preuß. Jahrbücher Bd. 152.) 1913. L. Buschkiel, Nationalgefühl und Vaterlandsliebe im älteren deutschen Humanismus. Programm. Chemnitz 1887. K. Klüpfel, Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen bis zu ihrer Erfüllung 1848—71. 2 Bände. Berlin 1872f. D. Schäfer, Die Hanfa. Leipzig 1902. E. Daenell, Die Blütezeit der deutschen Hanfa. 2 Bde. Berlin 1905f. P. Joachimsen, Tacitus im deutschen Humanismus. (Neue Jahrbücher f. d. Klassische Altertum Bd. 27.) 1911. K. Zeumer, Heiliges römisches Reich deutscher Nation. Eine Studie über den Reichstitel. Weimar 1910. A. Werminghoff, Der Begriff „Deutsche Nation“ in Urkunden des 15. Jahrhunderts. (Histor. Vierteljahrschr. Bd. 11.) 1908. R. v. Liliencron, Deutsches Leben im Volkslied um 1530. (Kürschners Deutsche Nationalliteratur. Bd. 13.) Stuttgart 1884. L. v. Ranke, Deutsche Geschichte im Reformationszeitalter. 6 Bände. Berlin 1839ff. und öfter. Fr. v. Bezold, Geschichte der deutschen Reformation. Berlin 1890. W. Köhler, Martin Luther und die Reformation. Leipzig 1917. C. A. Cornelius, Über die deutschen Einheitsbestrebungen im 16. Jahrhundert. (Historische Arbeiten, vornehmlich zur Reformationszeit.) Leipzig 1899. E. Troeltsch, Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt. München 1911.

II. Die Zeiten der Neubildung der Kulturnation und der nationalen Staatsbildung.

Λέων-Brühl, L'Allemagne depuis Leibniz. Paris 1890. J. Jastrow, Geschichte des deutschen Einheitstraumes und seiner Erfüllung. 4. Aufl. Berlin 1891.

1. Die Neubildung der Kulturnation.

B. Erdmannsdörffer, Deutsche Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen. 2. Bde. Berlin 1891. F. W. Schr. v. Ditsfurth, Die historischen Volkslieder vom Ende des dreißigjährigen Krieges bis zum Beginn des siebenjährigen Krieges. Heilbronn 1877. J. Haller, Die deutsche Publizistik in den Jahren 1668—74. Heidelberg 1892. P. Pietsch, Leibniz und die deutsche Sprache. (Wissen-

schaftliche Beihefte zur Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins.) 1907 f. G. Roethe, Die deutsche Kommission der k. preußischen Akademie der Wissenschaften. (Neue Jahrbücher für das klassische Altertum. Bd. 31.) 1913. Fr. Wiegand, Der Pietismus nach seiner geschichtlichen Notwendigkeit und seinen Gefahren. (Deutsche Rundschau. Bd. 158.) 1914. H. Hettner, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Teil 3. Braunschweig 1856 ff. und öfter. K. Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert. 4 Bde. Leipzig 1854 ff. C. Th. Perthes, Das deutsche Staatsleben vor der Revolution. Hamburg 1845. R. Koser, Friedrich der Große. Volksausgabe. Stuttgart 1911 und öfter. B. Suphan, Friedrichs des Großen Schrift über die deutsche Literatur. Berlin 1888. L. v. Ranke, Die deutschen Mächte und der Fürstenbund. 2 Bde. Leipzig 1871 f. P. Rühlmann, Die Versuche einer politischen Unterweisung in den deutschen Schulen des 17. und 18. Jahrhunderts. (Preußische Jahrbücher. Bd. 122.) 1905.

2. Kulturnation und Nationalstaat.

Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat. Berlin 1908 und öfter. L. Häusser, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des Deutschen Bundes. 4 Bde. 4. Aufl. Berlin 1869. K. Th. v. Heigel, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Auflösung des alten Reichs. 2 Bde. Stuttgart 1899 ff. W. Wend, Deutschland vor 100 Jahren. Politische Meinungen und Stimmungen bei Ausbruch der Revolutionszeit. 2 Bde. Leipzig 1887 ff. E. Sauer, Die französische Revolution von 1789 in zeitgenössischen deutschen Flugschriften und Dichtungen. Weimar 1913. R. Fester, Goethe und die französische Revolution. (Deutsche Rundschau. Bd. 152.) 1912. Cl. Perthes, Politische Personen und Zustände in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft. Gotha 1862. Fr. Schulze, Die Franzosenzeit in deutschen Landen 1806—15 in Wort und Bild der Mitlebenden. 2 Bde. Leipzig 1908. K. Immermann, Memorabilien. Hamburg 1840 ff. und öfter. S. Meinecke, Das Zeitalter der deutschen Erhebung. Leipzig 1913. E. Bergmann, Sichte der Erzieher zum Deutschtum. Leipzig 1915. M. Lehmann, Freiherr vom Stein. 3 Bde. Leipzig 1902 ff. E. Spranger, Wilhelm v. Humboldt und die Humanitätsidee. Berlin 1909. E. Müsebeck, Ernst Moritz Arndt. Bd. 1. Gotha 1914. W. Dilthey, Schleiermacher. (Allg. dtsh. Biographie Bd. 31.) S. G. Schultheiß, Friedrich Ludwig Jahn. Berlin 1894. K. Th. Heigel, Ludwig I., König von Bayern. Leipzig 1872. O. Hinze, Der Geist der Erhebung von 1813. (Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum Bd. 32.) 1913. M. Lehmann, Die Erhebung von 1813. (Preußische Jahrbücher Bd. 151.) 1913. Tim Klein, Die Befreiung 1813, 14, 15. München 1913.

3. Liberalismus und Romantik.

H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. 5 Bände. Leipzig 1879 ff. H. v. Sybel, Die Begründung des Deutschen Reichs durch Wilhelm I. 7 Bde. München 1889 ff. E. Brandenburg, Die Reichsgründung. 2 Bde. Leipzig 1916. R. Schwemer, Deutsche Geschichte. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Einheit. Leipzig 1918. W. Windel-

band, Die Philosophie im deutschen Geistesleben d. 19. Jahrh. Tübingen 1909. Th. Ziegler, Die geistigen und sozialen Strömungen des 19. Jahrh. 3. Aufl. Berlin 1910. A. Wahl, Beiträge zur deutschen Parteigeschichte im 19. Jahrh. (Histor. Zeitschrift Bd. 104.) 1909. R. Huch, Die Romantik. 2 Bde. Leipzig 1916. J. Körner, Germanische Renaissance. München 1912. O. Walzel, Vom Geistesleben des 18. und 19. Jahrhunderts. Leipzig 1910. E. Schmidt, Zur Jahrhundertfeier der Grimmschen Märchen. (Deutsche Rundschau Bd. 153.) 1910. K. A. Hase, Ideale und Irrtümer. Leipzig 1872 u. öfter. A. Springer, S. Chr. Dahlmann. 2 Bde. Leipzig 1870 ff. Fr. v. Weech, Rotted (Badische Biographien Bd. 1.). Karlsruhe 1895. G. Brandes, Die Literatur des 19. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen. Bd. 6. Das junge Deutschland. Leipzig 1891. K. Jentsch, Friedrich List. Berlin 1901. Paul Pfizer, Briefwechsel zweier Deutschen. Neu herausgeg. v. E. Künzel. Berlin 1911. H. v. Petersdorff, König Friedr. Wilh. IV. Stuttgart 1900.

4. Der Versuch der Begründung des deutschen Volksstaats.

M. Lenz, 1848. (Kleine historische Schriften.) 2. Aufl. München 1913. E. Marks, 1848. (Männer und Zeiten. 5. Ausg. Bd. 1.) Leipzig 1918. E. Brandenburg, Die deutsche Revolution 1848. Leipzig 1912. K. Binding, Der Versuch der Reichsgründung durch die Paulsirche 1848/49. Akadem. Rede. Leipzig 1896. H. Laube, Das erste deutsche Parlament. 3 Bde. Leipzig 1849 und öfter. R. Harnm, Die deutsche Nationalversammlung. 3 Abteil. Berlin 1849f. S. Meinecke, Radowiz und die deutsche Revolution. Berlin 1913. A. v. Arneth, Aus meinem Leben. 2 Bde. Wien 1891. Th. Flathé, Deutsche Reden. 2 Bde. Leipzig 1893f.

5. Die Begründung des deutschen Machtstaats.

O. Hünze, Geist und Epochen der preussischen Geschichte. (Historische und politische Aufsätze. Bd. 1.) Berlin 1908. E. Lavisse, Etudes sur l'histoire de Prusse. 5. Aufl. Paris 1907. G. Freytag, Vermischte Aufsätze aus den Jahren 1849—94, herausgeg. von E. Elster. 2 Bde. Leipzig 1901 ff. G. Freytag, Bilder von der Entstehung des Deutschen Reichs, herausgeg. von Rudek. Leipzig 1911. R. Harnm, Hegel und seine Zeit. Berlin 1857. C. Darrentrapp, Johannes Schulze und das höhere preussische Unterrichtswesen in seiner Zeit. Leipzig 1889. W. Weber, Der deutsche Zollverein. Leipzig 1869. A. Bergengrün, David Hansemann. Berlin 1901. E. Marks, Otto v. Bismard. Ein Lebensbild. Berlin 1915 u. öfter. M. Lenz, Geschichte Bismards. 3. Aufl. 1911 und öfter. T. Klein, Der Kanzler. Briefe, Reden, Erinnerungen. München 1915. H. v. Poschinger, Preußen im Bundestag 1851—59. 4 Bde. Leipzig 1882 ff. H. Oncken, Rudolf v. Bennigsen. 2 Bde. Stuttgart 1910. E. Marks, König Wilhelm I. Leipzig 1897 und öfter. Derf., Albrecht v. Roon (Männer und Zeiten. 5. Ausg. Bd. 1.) Leipzig 1918. S. Meinecke, Bonen und Roon. (Histor. Zeitschrift Bd. 77.) Th. Mommsen, Die Annexion Schlesiens (in den Reden und Aufsätzen). Berlin 1905. H. Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland. 8. Aufl. 2 Bde. Stuttgart 1910. K. Binding, Die Gründung des norddeutschen Bundes. (Festgabe für Windscheid.) 1889.

6. Das neue Deutsche Kaisertum.

K. A. v. Müller, Bayern im Jahre 1866 und die Berufung des Fürsten Hohenlohe. München 1909. W. Busch, Die Kämpfe um Reichsverfassung und Kaisertum 1870—71. Tübingen 1906. K. Jacob, Bismarck und die Erwerbung Elsaß-Lothringens 1870—71. Straßburg 1905. K. Strupp, Unser Recht auf Elsaß-Lothringen. München 1918. F. Raßfahl, Windthorst und der Kulturkampf. (Preuß. Jahrbücher Bd. 135.) 1909. H. Onden, Casselle. 3. Aufl. Stuttgart 1920. R. Wilbrandt, Karl Marx. Leipzig 1918. G. Schmöller, Bismarcks sozialpolitische und volkswirtschaftliche Stellung (Charakterbilder). München 1913. H. Diezel, Bismarck. (Handwörterbuch der Staatswissenschaft. 3. Aufl. Bd. 2.) S. Lublinski, Literatur und Gesellschaft im 19. Jahrhundert. 3 Bde. Berlin 1899ff.

7. Imperialismus und Sozialismus.

K. Lamprecht, Der Kaiser. Versuch einer Charakteristik. Berlin 1913. E. Marcks, Die imperialistische Idee der Gegenwart 1903. (Männer und Zeiten. 5. Ausg. Bd. 2.) 1918. M. Lair, L'impérialisme allemand. Paris 1902. F. Raßfahl, Kaiser und Reich 1888—1913. 2. Aufl. Berlin 1915. E. Reventlow, Politische Vorgeschichte des großen Krieges. Berlin 1919. H. Friedjung, Das Zeitalter des Imperialismus 1884—1914. Berlin 1919. J. Hashagen, Umriss der Weltpolitik. 2 Bde. Leipzig 1916. R. Kjellén, Die Großmächte der Gegenwart. Leipzig 1914 und öfter. F. Naumann, Demokratie und Kaisertum. Berlin 1900 und öfter. L. Pohle, Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im letzten Jahrhundert. 3. Aufl. Leipzig 1913. A. Weber, Deutschland am Scheidewege. (Schmöllers Jahrbuch für Gesetzgebung Bd. 27.) 1903. G. Blondel, Les embarras de l'Allemagne. Paris 1913. H. Lichtenberger, L'Allemagne moderne. Son évolution. Paris 1901. Sidney Whitman, Das kaiserliche Deutschland. Berlin 1890. W. H. Dawson, The evolution of modern Germany, London 1908. C. H. Herford, Deutschland im 19. Jahrhundert. Berlin 1913. K. Franke, German Ideals of To-day. Boston 1907. R. Michels, Die deutsche Sozialdemokratie. (Archiv f. Sozialwissensch. N. F. Bd. 5.) 1906. W. Sombart, Sozialismus und soziale Bewegung. 7. Aufl. Jena 1919. Ders. Das Proletariat. Frankfurt 1906. M. Schippel, Der Imperialismus auf dem Chemnitzer Parteitag. (Sozialistische Monatshefte 1912.) K. Leuthner, Das kontinentale Deutschland. (Sozialist. Monatshefte 1913.) H. Frobenius, Des Deutschen Reiches Schicksalsstunde. Berlin 1914 und öfter. H. Bächtold, Die geschichtlichen Grundlagen des Weltkrieges. Zürich 1915. F. Naumann, Mitteleuropa. Berlin 1915. (P. N. Coßmann), Zusammenbruch. (Süddeutsche Monatshefte. Dezemberheft 1918.)

Die Großmächte und die Weltkrise

Von Prof. Dr. Rudolf Kjellén. Kart. ca. M. 8.—, geb. ca. M. 10.—

In dem die Fortführung seiner in 19 Auflagen verbreiteten „Großmächte der Gegenwart“ bildenden Werk beleuchtet der Verfasser in einem ersten Teil das System der Großmächte vor dem Weltkriege, sie als die gewaltigsten Lebenserscheinungen auf der Erde betrachtend, mit leidenschaftlicher Teilnahme und gespannter Aufmerksamkeit, zugleich aber mit dem scharfen fühlenden Blick, der hinter der Einzelercheinung die Gesetzmäßigkeit sucht. Mit kühnem raschem Griff aus der Fülle die wesentlichen Züge auswählend, schafft Kjellén so ungewöhnlich anschauliche Lebensbilder der acht Großmächte. Der zweite Teil will ein Wegweiser durch die Machtprobleme des Weltkrieges sein, und bringt eine Kennzeichnung des Staatensystems, wie es aus dem Kriege hervorgegangen ist. Den Abschluß bildet eine Betrachtung über das Wesen der Großmacht überhaupt.

Aber die Zusammenhänge zwischen innerer u. äußerer Politik

Von Geh. Rat Prof. Dr. S. Onken. Geh. M. 1.—
Der Vortrag behandelt das zu dem entscheidenden des Weltkrieges gewordene Problem des Verhältnisses zwischen äußerer und innerer Politik, in prinzipieller Erörterung von Ranke's Ideen ausgehend, wie in geschichtlicher Betrachtung.

Staatsanschauungen. Quellenstücke zur Geschichte des Staatsgedankens von der Antike bis zur Gegenwart. Zusammengest. von Prof. Dr. P. Rühlmann. Steifgeh. M. 2.—
„Dieses wertvolle Büchlein ist berufen, die unserer Zeit dringend nötige Klarheit über die Entwicklung des Staatsgedankens zu vermitteln.“ (Leipz. N. Nachr.)

Individuum und Gemeinschaft. Grundfragen der sozialen Theorie und Ethik. V. Prof. Dr. Th. Litt. Geh. M. 7.—, geb. M. 9.—

Von den Erfahrungen und Bedürfnissen des praktischen Lebens ausgehend, sucht der Verf. das überreiche soziologische Erfahrungsmaterial der Gegenwart zu ordnen und zu deuten und für die soziale Selbsterfassung und Selbstleitung nutzbar zu machen.

Hegel u. der nationale Machtstaatsgedanke. Von Dr. S. Heller. [Unter der Presse 1920.]

Ausgehend von Hegels Jugendentwicklung und bereits in dieser die Reime machtsstaatlichen Denkens in moderner Prägung nachweisend, führt uns der Verfasser den Hegelschen Machtstaatsgedanken in seinen Hauptpunkten systematisch vor.

Die Zukunft des Völkerrechts. V. Geh. Justizr. Prof. Dr. S. Triepel. G. M. 1.—

Verf. begründet die Ansicht, daß das Völkerrecht nicht zusammengebrochen ist, sondern sich in den Bahnen seiner Entwicklung seit der Französischen Revolution, die kurz gekennzeichnet werden, weiterbewegen wird.

Die politischen Probleme des Weltkrieges.

Von Prof. Dr. R. Kjellén. Übersetzt von Dr. Fr. Stieve. Mit 5 Karten. 8. Aufl. Geh. M. 2.80, geb. M. 3.60
„Besonnenes, sorgsam durchdachtes Urteil von ausdrucksvoller Schärfe u. hoher Reife.“ (Kartograph. Zeitschr.)

Der britische Imperialismus.

Ein geschichtlicher Überblick über den Werdegang d. britischen Reiches v. Mittelalter b. z. Gegenwart. V. Prof. Dr. F. Salomon. M. 3.—

Englands Weltherrschaft und ihre Krisis. Von Prof. Dr. A. Hettner. 3., umgearb. Aufl. Geh. M. 4.20, geb. M. 5.—

Rußland. Eine geograph. Betrachtung von Volk, Staat und Kultur. Von Prof. Dr. A. Hettner. 3. Aufl. Geh. M. 4.80, geb. M. 5.—

„Die Untersuchung der geograph. Ursachen für die allgemeine russ. Sonderart, die Betrachtung des Staates bieten viel des Wissenswerten über Rußland.“ (Dtsch. Politik.)

Westrußland in seiner Bedeutung für die Entwicklung Mitteleuropas Mit Einleitung von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. M. Sering. Geh. M. 4.80, geb. . . . M. 5.60

„Das Werk ist für jeden, der sich mit den entscheidenden Fragen der uns benachbarten Gebiete befassen will, ein unentbehrlicher Begleiter.“ (Rein.-Westf. Zeitung.)

Deutschland und der Friede. Notwendigkeiten u. Möglichkeiten dtsh. Zukunft. Hrsg. unt. Mitwirl. v. Prof. Dr. D. Hoffmann u. anderen Sachkennern v. Geh. Hofrat Prof. Dr. W. Goeg. Geh. M. 12.—, geb. M. 14.—

Die dtsh. Geschichtsschreibung des letzten Jahrh. u. d. Nation.

V. Geh. Hofr. Prof. Dr. W. Goeg. Geh. M. 1.20
Prüft d. Beziehungen d. dtsh. Geschichtswissenschaft z. nation. Leben im Verlaufe d. 19. Jahrh., bestimmt d. grundsägl. Verhältn. d. beiden Gebiete und widerlegt die gegen die dtsh. Geschichtsschreib. erhobenen Vorwürfe.

Auf sämtl. Preise Teuerges. zuzüchl. d. Verlags (Aug. 1920 100%, Abänd. vorb.) u. teilw. d. Buchh.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

... Eine glückliche Ergänzung der Sammlung
„Aus Natur und Geisteswelt“ ... sind:

Teubners kleine Fachwörterbücher

Sie geben rasch und zuverlässig Auskunft auf jedem Spezialgebiete und lassen sich je nach den Interessen und den Mitteln des einzelnen nach und nach zu einer Enzyklopädie aller Wissenszweige erweitern.

„Teubners kleine Wörterbücher haben sich in kurzer Zeit bei Laien und Fachleuten den Ruf der Unentbehrlichkeit erworben. Die Bündigkeit und wissenschaftliche Sachlichkeit, mit der hier auf engem Raume eine Orientierung auf dem betreffenden Wissenschaftsgebiete geboten wird, ist erstaunlich.“
(Monatshefte für deutschen Unterricht.)

Bisher erschienen:

Philosophisches Wörterbuch von Studienrat Dr. P. Thormeyer.
4., veränd. Aufl. (Bd. 4.) Geb. *R.M.* 6.—

Psychologisches Wörterbuch von Privatdozent Dr. J. Giese. 2. Aufl.
Mit 60 Fig. (Bd. 7.) Geb. *R.M.* 4.80

Wörterbuch zur deutschen Literatur von Oberstudienrat Dr. H. Köhl.
2., veränd. Aufl. (Bd. 14.) Geb. ca. *R.M.* 6.80

Musikalisches Wörterbuch von Prof. Dr. H. J. Moser. (Bd. 12.)
Geb. *R.M.* 3.20

Kunstgeschichtliches Wörterbuch von Dr. H. Vollmer. (Bd. 13.)
Geb. *R.M.* 7.50

Physikalisches Wörterbuch von Prof. Dr. G. Berndt. Mit 81 Fig.
(Bd. 5.) Geb. *R.M.* 3.60

Chemisches Wörterbuch von Prof. Dr. H. Remig. Mit 15 Abb. u.
5 Tabellen. (Bd. 10/11.) Geb. *R.M.* 8.60

Geographisches Wörterbuch von Prof. Dr. O. Kende. Allgemeine
Erdkunde. 2., vielfach verb. Aufl. Mit 81 Abb. (Bd. 8.) Geb. *R.M.* 6.—

Zoologisches Wörterbuch von Dr. Th. Knottnerus-Meyer.
(Bd. 2.) Geb. *R.M.* 4.—

Wörterbuch der Warenkunde von Prof. Dr. M. Pletsch. (Bd. 3.)
Geb. *R.M.* 4.60

Handelswörterbuch von Handelschuldir. Dr. V. Stietel u. Justiz-
rat Dr. M. Strauß. Zugleich fünfssprachiges Wörterbuch, zusammen-
gestellt v. V. Armbaus, verpfl. Dolmetscher. (Bd. 9.) Geb. *R.M.* 4.60

Die europäische Kultur der Neuzeit

Umrisslinien einer Sozial- u. Geistesgeschichte. Von Prof. Dr. A. Kleinberg.

Mit 16 Taf. Geh. *R.M.* 5.80, geb. *R.M.* 7.20

Das Buch will in knapster Kürze eine Gesamtgeschichte von der Renaissance bis heute bieten. Lebensanschauungen, politische, religiöse, philosophische, wissenschaftliche und künstlerische Strömungen erscheinen auf dem Hintergrunde der wirtschaftlichen, sozialen und allgemein kulturellen Vorgänge.

Die Großmächte vor und nach dem Weltkriege

23. Aufl. der „Großmächte“ Rudolf Kjelléns. 2. Aufl. der Neubearb. in Verb. mit Prof. Dr. H. Hassinger, Prof. Dr. O. Maull u. Prof. Dr. E. Obst hrsg. von Prof. Dr. K. Haushofer. Mit 80 Textstz. u. 1 Titelbild.

Geb. *R.M.* 12.—

„Ich möchte den Kjellén-Haushofer geradezu eine geopolitische Bibel nennen.“

(Prof. Dr. Georg A. Lukas, Graz.)

Sachwörterbuch der Deutschkunde

Unter Förderung durch die Deutsche Akademie hrsg. von W. Hofstaetter u. U. Peters. 2 Bde. Bd. I *R.M.* 31.—, Bd. II. Mit Anhang: Namen- u. Sachverzeichnis *R.M.* 34.— oder in 12 Monatsraten zu je *R.M.* 5.90. Ausführlicher Sonderprospekt erhältlich

„Erstmalig gelangt der deutsche Mensch allseitig, auch in seiner Beziehung zum Altertum und zu fremden Kulturen zu enzyklopädischer Erfassung. So ist ein auf der Höhe der gegenwärtigen Erkenntnis stehendes Nachschlagebuch über deutsche Dinge überhaupt, ja über alles Deutsche für den Gebildeten schlechtweg zustande gekommen.“

(Dr. Feldkeller in „Leipziger Neueste Nachrichten“.)

Die deutsche Malerei

vom Rokoko bis zum Expressionismus

Von Prof. Dr. R. Hamann. Mit 362 Abb. u. 10 mehrfarb. Taf. Geh. *R.M.* 28.—, in Buchramleinen *R.M.* 36.—, in Halbleder geb. *R.M.* 45.—

Marburger Kunstbücher für Jedermann

Griechische Tempel — Olympische Kunst — Tempel Italiens
Deutsche Köpfe — Deutsches Ornament

Jeder Band m. 60 ganzseit. Abb. u. Einleit. Kart. *R.M.* 3.—, in Leinen *R.M.* 5.—

Malerei der Goethezeit. Sechzig ganzseitige Abb. mit einer Einleitung von K. Schauer. Kart. *R.M.* 4.—, in Leinen *R.M.* 6.—

Bilder zur Kunst- und Kulturgeschichte

Hrsg. von Prof. Dr. A. Rumpf, Privatdoz. Dr. G. Schoenberger u. Prof. Dr. K. Graul. 662 Abb. Geschenkband in Ganzleinen *R.M.* 12.60

Inhalt: Das Altertum / Das Mittelalter. Vorgeschichte und Entfaltung / Renaissance und Barock / Vom Ausgang des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart.

Die Körperform als Spiegel der Seele

Von Dr. W. Böhle. Mit 62 Photographien auf 7 Taf. u. 34 Zeichn. i. T.

Geb. *R.M.* 12.40, geb. *R.M.* 15.—

„Das vorliegende Buch ist die wertvollste in den letzten Jahrzehnten erschienene physisch-gnomische Veröffentlichung...“

(Die Umschau.)

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Künstlerischer Wandschmuck für Ha

M
 W
 D
 (A)
 (A)
 R
 R
 sch
 R
 Wa
 (80
 „C
 Ein
 Ri
 Ge
 Aud
 Det
 „D
 stie
 Sem
 „Die
 woll
 Zw
 j. M
 Oster
 Postle
 Rahm
 je A.
 Ru
 Det
 Weib
 Diese
 herige
 R
 Ebar
 Aus
 R
 Postk
 Gemä
 und G.
 süßlich

HG 290302
 J623v
 Author **Joachimsen, Paul**
 Title **Vom deutschen Volk zum deutschen Staat.**
 NAME OF BORROWER.
 DATE.

**University of Toronto
Library**

**DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET**

o.
 .50.
 such.
 ings
 and
 mit
 ind:
 Wie
 id",
 er.
 rn.

Acme Library Card Pocket
 Under Pat. "Ref. Index File"
 Made by **LIBRARY BUREAU**

süßliches Verzeichnis vom Verlag in Leipzig. Ausgaber. Haupt. Wandschmuckkatalog
 für R. A. 1. — vom Verlag, Leipzig C 1, Poststr. 3, erhältlich.

Verlag von V. G. Teubner in Leipzig und Berlin

